Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 47 Leipzig, den 22. November 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Zum Totensonntag. Aus Luthers Erklärung zur Genesis — Die Notwendigkeit des Unsterblichkeitsglaubens. Betrachtungen zum ersten Korintherbriefe 7 — Gustav Adolf, der Retter des Protestantismus. Erste Hälfte — Der zehnte November in der preußischen Generalsynode — Das Testament eines Theologen. Erste Hälfte — Religiöse Studien eines Weltkindes — Verschiedenes: Rezension oder Denunziation? Biblisches Schutz- und Trutzbüchlein; Obdachlos; Schillers Leben in neuem Schmuck; Gustav-Adolf-Büste; Zur Fuchsmühler Bauerntragödie; Nach Schluß der Redaktion — Quittung — Anzeigen

Zum Totensonntag

Aus Luthers Erklärung zur Genesis

Die Toten soll man betrauern und klagen; aber doch also, daß man dabei auch Maß halte. Ueber einen Toten pflegt man zu trauern; man soll aber nicht zu sehr trauern, sagt Sirach im 22. Kapitel Vers 10 und 11, das ist, du sollst dein Trauern mäßigen; denn er ist zur Ruhe gekommen. Wenn du deinen Bruder, Vater, dein Weib oder einen Anverwandten verlierst, so hast du wohl Ursach zu trauern, und sollst kein Stock oder Klotz sein, daß du bei der Leiche und Begräbnis deiner lieben Freunde lachen wolltest; denn es ist da keine Zeit zu lachen, und ein solch steinern und eisern Herz mißfällt Gott. Aber doch soll das Trauern ein Maß haben, daß du nicht von übermäßigem Trauern verzehrt werdest. Es thut zwar wehe, daß man also abgerissen wird von seinen lieben Eltern, ehelichem Gemahl oder Kindern; denn die Toten, sagt Sirach Kapitel 22, 10, haben das Licht nicht mehr, das ist, sie genießen nicht mehr dieses Lichtes und unsers Umgangs; aber dem Trauern soll man entgegenhalten, das im Sirach Vers 11 folget: denn er ist zur Ruhe gekommen. . . . Deshalb sollst du gedenken: Laß ihn ruhen im Frieden, denn ich weiß, daß es ihm wohlgeht.

Die Notwendigkeit des Unsterblichkeitsglaubens

Betrachtungen zum ersten Korintherbriefe 7 *)

Ist die Auferstehung der Toten nichts, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsre Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich. So sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren. Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen. 1. Kor. 15, 13 f. 18 f.

Man sagt gewöhnlich, der Christ gründe seine Auferstehungsgewißheit auf die Auferstehung Christi, und trifft so in der That die Meinung des Apostels Paulus. Aber doch hat man, wie in so vielen andern Dingen, auch damit noch nicht den ganzen Paulus erfaßt. Er hat den Korinthern, die mit dem Wie zugleich auch am Daß der Auferstehung irre geworden waren, noch andre Gründe dafür vorgelegt, die man doch nicht schlechtweg für unchristlich wird erklären dürfen. Schon das ist beachtenswert, daß er überhaupt, was mancher moderne Theolog nicht thun würde, so eingehend auf ihre Bedenken antwortet; vor allem aber sind seine Beweise selbst namentlich heute wieder wertvoll, wo manche Christen sich noch nicht (oder nicht mehr) so eng verbunden mit ihrem Herrn fühlen, daß sie schon auf Grund dieser Zusammengehörigkeit mit dem Auferstandnen auch für sich der Auferstehung gewiß wären.

*) Dem Totensonntag zu Ehren stellen wir dieses Stück vor 6. D H

Sie mögen sich also zunächst einmal auf dem umgekehrten Wege wenigstens zu dem Verlangen nach der Auferstehung hinführen lassen. Ist die Auferstehung der Toten nichts, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsre Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich. Paulus redet so in seinem und seiner Mitapostel Namen, die ohne die Gewißheit von der Auferstehung Christi nie die Zuversicht zur Predigt des Evangeliums gefunden hätten. War doch vorher ihrer aller Stimmung die der Emmausjünger: wir hofften, er sollte Israel erlösen (Luk. 24, 21); aber diese Hoffnung hat uns getäuscht; er ist wie ein Verbrecher gestorben. Hätten sie sich auch betreffs seiner Auferstehung getäuscht, so konnten sie, so könnten auch wir der Wahrheit seiner Lehre nicht gewiß sein. Ist er dagegen nicht im Tode geblieben, so ist damit auch für andre wenigstens dieselbe Möglichkeit gegeben.

Weiter führt der Appell an die Verwandtenliebe: so sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren; ja man kann wohl sagen: in ihr liegt die stärkste Nötigung zum Unsterblichkeitsglauben. Selbst einem Mann wie Theodor Storm, der ihn für ein Angstprodukt erklärte, gaukelte doch immer wieder die Sehnsucht nach seiner heimgegangenen Gattin „gleich jenem Luftgespenst der Wüste den Unsterblichkeitsgedanken vor", und eine Dichterin unsrer Tage schließt ihre Schilderung des ehelichen Glücks mit den Worten:

> Wäre dieses auch ein flüchtger Traum
> Für des Erdenlebens kurzen Raum?

Nein, wer je am Grabe eines lieben Heimgegangnen stand, dem drängte sichs trotz allem Widerstreben doch allgewaltig auf: das kann das letzte Ende nicht sein: geknickte Blüten, gescheiterte Hoffnungen, vernichtete Gemeinschaft; mit der stillen Ahnung eines Wiedersehens nahm er Abschied von dem Toten, und wie Engelssang durchzitterte es sein Herz, immer stärker und freudiger anschwellend: Mitten wir im Tode sind, von dem Leben umfangen! „Wenn der Tod die persönlichen Verhältnisse zerrisse, so wäre es abgeschmackt, lieben zu wollen und zu sollen," sagt Richard Rothe einmal.

Und anderwärts: „Ohne den Tod — und das, was darnach kommen muß — wäre das Leben nichts Rechtes." Das entspricht dem letzten Argument Pauli: hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen. Man hat uns auf mancherlei Weise über die Mängel eines mit dem Tode zu Ende gehenden Erdenlebens hinwegtäuschen wollen, durch den Hinweis auf den allmählichen Fortschritt der Menschheit, dem wir dienen dürften und müßten, auf die eignen Erfolge, die wir auf diesem oder jenem Gebiet doch immer erreichen könnten. Aber was sind sie, wenn wir nie ans Ziel kommen? Ja, wie sollen wir überhaupt vorwärts streben, wenn wir uns immer sagen müssen: es bleibt Stückwerk? Und hier auf Erden muß es allerdings Stückwerk bleiben, da wir von den Hemmungen, die uns schon der Leib dieses

Todes auferlegt, nie loskommen können; aber dürfen wir dann nicht hoffen, daß uns nach dem Tode eine Weiterentwicklung unter veränderten Umständen und frei von dieser Leiblichkeit möglich sein möchte?

Hätten wir dazu weiter keinen Grund, als eben das Verlangen nach Unsterblichkeit, so dürften wir deshalb noch nicht an sie glauben. Wohl aber müssen wir es, da wir Gottes und seiner Liebe zu uns gewiß sind und immer von neuem gewiß werden. Und so kommen wir doch wieder auf jenen echt christlichen Beweis für die Unsterblichkeit zurück, den der alttestamentliche Sänger nur erst ahnte, wenn er sagte: Du wirst meine Seele nicht in der Unterwelt lassen und nicht zugeben, daß dein Frommer die Grube schaue. (Ps. 16, 10) Wir aber jubeln mit Paulus: Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist unserm Herrn. (Röm. 8, 38, f.) C C

Gustav Adolf, der Retter des Protestantismus

1. Zurückdrängung des Protestantismus in Deutschland von 1555 bis 1618

Der im Jahre 1555 geschlossene Religionsfrieden war weit entfernt, die streitenden Parteien zufrieden zu stellen: beide sahen ihn nur als einen erwünschten Stillstand an, der ihnen Zeit gab, neue Kräfte zu sammeln; jede hoffte alsdann die andre bald überwältigen zu können. Die Zeit nach dem Frieden ist darum keineswegs eine Friedenszeit; vielmehr ist sie erfüllt von fortwährenden Streitigkeiten über die Tragweite der außerordentlich dehnbaren Bestimmungen, die in Augsburg getroffen waren. Der am meisten umstrittene Satz des Religionsfriedens war der von dem geistlichen Vorbehalt, demzufolge ein geistlicher Stand, der von der alten Religion abtreten würde, sein Erzbistum, Bistum, Prälatur und andre beneficia — jedoch honore ac dignitate illibatis*) — verlassen solle; den Kapiteln aber war zugelassen, eine Person der alten Religion zu wählen. In dem Text des Friedensinstruments fand er Platz, aber nur als eine von dem König kraft kaiserlicher Vollmacht erlassene Bestimmung, unter ausdrücklicher Bezeugung des von den Protestanten dagegen erhobnen Widerspruchs. Im Gegensatz zu den Katholiken sagten diese, über das gegen die Stifter und Klöster nach 1552 einzuschlagende Verfahren bestimme der Religionsfrieden nichts; ein protestantischer Landesherr habe da zu entscheiden nach seinem Recht der Einführung protestantischen Kirchenwesens und dem Prinzip von dessen Alleinberechtigung. Daraufhin bemächtigte sich Kurfürst August von Sachsen des Stiftes Merseburg, dessen Kapitel seinen achtjährigen Sohn Alexander postulirte, für den zunächst der Vater die Regierung führte. Drei Jahre später (1564) erwarb er auf gleiche Weise das Bistum Naumburg; 1581 wurde ebenso Meißen mit den kursächsischen Landen verbunden. Hinter Sachsen wollte Brandenburg nicht zurückstehen; so brachte dieses Kurhaus die Stifter Brandenburg, Havelberg und Lebus an sich und 1566 Magdeburg. Seitdem waren in Norddeutschland mit Ausnahme von Hildesheim alle östlich der Weser gelegnen Bistümer in protestantischen Händen. Auch in den von Protestanten und Katholiken gemeinsam bewohnten süddeutschen Reichsstädten wurden die Katholiken zurückgedrängt; in Straßburg blieben ihnen nur vier Klöster; in Ulm, Memmingen, Eßlingen und Heilbronn duldete man fortan nur protestantischen Gottesdienst. Kein Wunder, daß die katholische Partei dadurch sehr beunruhigt wurde. Je weniger sie zunächst an den Thatsachen etwas ändern konnte, desto größer wurde das Mißtrauen gegen die Protestanten. Diesem gaben sie dadurch Ausdruck, daß sie den einzig möglichen Weg der Beschwerde bei dem Kaiser und dann auf allen Reichstagen, seit 1559, beschritten. Das Letztere wurde den Protestanten gefährlich; nicht als ob ihre Gegner für sich und auf diese Weise einen Zuwachs an Macht bekommen hätten, vielmehr darum, weil der Kurfürst von Sachsen, der seine Stellung doch nur dem Kaiser verdankte, und den ein bewaffneter Zusammenstoß der Parteien und ein dadurch möglicherweise zu gunsten der Protestanten hervorgerufener Umsturz der bestehenden Verhältnisse um alles hätte bringen können, den bisherigen Stand unter allen Umständen aufrecht zu erhalten suchte. Wo er eine seinen Glaubensverwandten günstige Entscheidung nicht hätte hindern können, da wußte er die Verhandlungen über die Frage zu verschieben: ein Verfahren, das schließlich von der einen oder andern Seite zu Gewaltmaßregeln führen mußte.

*) Unter Wahrung der Ehre und Würde.

Doch mit dieser Spaltung unter den Protestanten war es nicht genug. Wir wissen, welcher tiefe Graben schon infolge des Interims zwischen den Gnesiolutheranern*) und den Philippisten gezogen war; nun kam noch eine dritte Partei unter ihnen auf: die Kalvinisten, und einer der weltlichen Kurfürsten, Friedrich III. von der Pfalz, bekannte sich seit 1561 zu diesen. Gerade die Kalvinisten aber wurden nicht nur von den Katholiken, sondern auch von den Protestanten mit glühendem Hasse verfolgt. Wie erklärlich ist es da, daß besonders seit 1566 die anfängliche Machterweiterung des Protestantismus zum Stillstand und damit von selbst zum Rückgang kam! Und das geschah zu einer Zeit, wo sich der Katholizismus in sich allmählich gekräftigt hatte. Das Tridentiner Konzil hatte die Wege gewiesen, die fortan einzuschlagen waren; die Jesuiten beeilten sich, sie zu betreten; Bayern und Oesterreich wetteiferten, diesen Orden zu begünstigen. Der Katholizismus ergriff nunmehr auf der ganzen Linie die Offensive, und diese bezweckte nichts Geringeres, als den Protestanten die Wohlthaten des Religionsfriedens zu entreißen. Die bestehende Zentralgewalt aber, repräsentirt in dem Kaiser oder den Reichsbehörden, konnte sie daran nicht hindern. Sie wollte es auch nicht; freilich untergrub sie sich damit immer mehr ihre Stellung: immer weniger nahmen die Stände Rücksicht auf sie.

Besonders verdächtig mußte den Protestanten die Verbindung ihrer Gegner mit dem Ausland erscheinen. Seit 1559 Spanien mit Frankreich Frieden geschlossen und so in den Niederlanden freie Hand gewonnen hatte, seit dem päpstlichen Legaten Commendone 1566 der Bescheid geworden war, die kirchliche Jurisdiktion und das in ihrem Dienst stehende kaiserliche Recht mit allen Strafbestimmungen gegen die Ketzer sei mit Rücksicht auf die dermalige Uebermacht der Protestanten nur zeitweilig suspendirt, bald würden beide wieder in gebührlicher Weise durchgeführt werden können: seitdem sahen sich die Protestanten genötigt, ebenfalls unter einander und mit dem Ausland in engere Verbindung zu treten. Philipp von Hessen, der schon früher einen großen antikatholischen Bund hatte ins Leben rufen wollen, betrieb seit 1559 den Abschluß eines Defensivbundes zwischen einigen westdeutschen Fürsten und Städten; auch war eine Vereinigung mit England in Aussicht genommen. Besondre Aufmerksamkeit wandten die deutschen Protestanten der Verfolgung ihrer Glaubensgenossen in Frankreich und in den Niederlanden zu; deren namhafte Unterstützung war bei der Scheu vor großen Opfern und bei dem Widerwillen der Einzelnen gegen jedes gemeinsame Vorgehen freilich ausgeschlossen.

Wie keck die katholische Partei in der Folgezeit vorging, sehen wir besonders charakteristisch an den Kämpfen, die sich in Aachen und in dem Erzbistum Köln abspielten. In Aachen waren 1574 Protestanten in den Rat gewählt worden auf Grund des Beschlusses, es seien fortan neben Katholiken auch Bekenner der Augsburgischen Konfession zu Rat und Aemtern zuzulassen. 1581 kam es zu einer zwiespältigen Bürgermeisterwahl. Von der katholischen Partei gedrängt, erließ Rudolf II. ein Mandat, es solle bei dem Statut von 1560 bleiben, daß jeder neu eintretende Ratsherr eine Erklärung über seinen katholischen Glauben abgeben solle. Doch die Bürgerschaft trat für die Protestanten ein, und man einigte sich auf eine neue Wahl. Daraufhin erließ der Kaiser neue Mandate; der Herzog von Jülich und der Bischof von Lüttich schürten immer mehr. Als Rudolf mit der Anwendung von Gewalt zögerte, sperrte Jülich den Aachenern den Verkehr. Auch der Herzog von Parma

*) Vollblutlutheranern.

verhängte diese Maßregel und verschärfte sie durch Vorschiebung spanischer Truppen bis ins Aachener Gebiet. Auf dem Reichstage zu Augsburg von 1582 wurde auf die Fürbitte der Protestanten von Maßregeln gegen die Stadt abgesehen, eine endgiltige Entscheidung zu gunsten der evangelischen Einwohner aber nicht getroffen.

In dem Erzbistum Köln regte es sich noch einmal, wie zur Zeit des Hermann von Wied, der mit Hilfe von Bucer und Melanchthon sein Land zu reformiren gedachte. Jetzt wollte Gebhard Truchseß von Waldburg der alten Kirche Valet sagen. Indessen, was 1542 nicht gelungen war, wie hätte es 1582 geschehen können! Spanische Truppen und päpstliche Machtsprüche, beides half die Bewegung ersticken. Herzog Ernst von Bayern, der schon Hildesheim besaß, gewann auch Köln; mit der evangelischen Bewegung war es hier nun ein- für allemal aus. Das Ausland — Philipp II. von Spanien war vom Kaiser selbst um Hilfe gegen Gebhard angesprochen worden — hatte in Köln die Entscheidung herbeiführen helfen. Darin sehen wir das vorgebildet, was in dem großen Kriege das Unheil unsers Vaterlands geworden ist.

Alle diese Vorgänge in Deutschland in Verbindung mit der großen Koalition, die Philipp von Spanien 1585 mit Frankreich und dem Papste schloß, deuteten auf den nahenden Sturm hin, der das wankende Gebäude des deutschen Reiches umwehte. Drohende Vorboten sandte er noch genug voraus. Denkwürdig ist besonders der Reichstag von 1608, auf dem die Protestanten bittere Klage führten wegen der Exekution in Donauwörth und sonstiger Verletzungen der ihnen verbrieften Rechte. Im Zusammenhang damit stand die Stiftung der protestantischen Union auf zehn Jahre; kalvinistische Stände einten sich mit lutherischen Fürsten und fünfzehn Reichsstädten zu gegenseitigem Beistande wider Angriff und Gewalt. Wie Kursachsen sich immer getrennt hatte von seinen Glaubensgenossen, so blieb es auch dieser Verbindung fern. Dagegen versprach Heinrich IV. von Frankreich seinen Beitritt zu diesem Bündnis. Dem protestantischen Bunde gegenüber vereinigte Maximilian von Bayern 1609 eine Anzahl geistlicher Fürsten und katholischer Städte zu der sogenannten Liga, deren Zweck es war, die Ausrottung der alten wahren, alleinseligmachenden Religion zu hindern. Bereits in dem folgenden Jahre schien es zu einem bewaffneten Zusammenstoß beider Bündnisse kommen zu sollen: da erlag Heinrich IV. dem Dolche eines Ravaillac. Vier Jahre vergingen, da drohten die gewitterschwangern Wolken wieder sich zu entladen; doch noch einmal zogen sie vorüber: der Vertrag von Xanten beendete den Jülich-Kleveschen Erbfolgestreit. Noch gingen fünf Jahre ins Land, da starb Kaiser Matthias.

Es war ihm nicht gelungen, der Bewegungen Herr zu werden, die seit Ferdinand I. die Habsburgischen Erbländer beunruhigten und die Rudolf II. so viele böse Stunden bereitet hatten. Besonders war Böhmen gefährlich. Schon lange hatte es um seine ständische und religiöse Freiheit gekämpft. Jetzt, 1619, warf es dem neuen Herrscher, Ferdinand II. von Steiermark, dem Zögling der Jesuiten, entschlossen den Fehdehandschuh hin, dem Manne, der seinen vornehmsten Rückhalt in Spanien zu suchen bereit und genötigt war, der Philipp III. in geheimer Verschreibung die Landschaft Elsaß, die Landvogtei Hagenau und die Grafschaft Ortenburg zusicherte. Hätten die deutschen Kurfürsten bei der Wahl dieses Mannes das Wohl des Ganzen über ihre Parteiinteressen gesetzt und die Kaiserwahl abhängig gemacht von der Beilegung des böhmischen Konfliktes: unsägliches Elend wäre unserm Vaterlande erspart geblieben. Von bitterm Haß gegen den neuen Kaiser erfüllt, der ihr König sein sollte, wählten die Böhmen am 26. August 1619 Friedrich V. von der Pfalz, das Haupt der Union, zu ihrem Herrscher. Damit beginnt der dreißigjährige Krieg.

2. Bewaffnetes Vorgehen gegen den Protestantismus; Gustav Adolfs erstes Eingreifen in den Kampf 1618 bis 1630

Es liegt außerhalb unsrer Aufgabe, den Gang des großen Krieges im einzelnen zu verfolgen. So eng auch in Böhmen ständische und religiöse Interessen verbunden waren, das Aushängeschild des Krieges war doch der Kampf gegen die ständische Freiheit der Königswahl. Nur so ist es zu verstehen, daß Johann Georg, Kurfürst von Sachsen, sich von Maximilian von Bayern zu einem Bunde mit der Liga gewinnen ließ. Gegen die Zusicherung, daß die niedersächsischen Stände im Besitz der geistlichen Güter nicht mit Waffengewalt gestört werden sollten, versprach der Sachse feierlich, sich nicht in die Exekution in Böhmen zu mischen. Wer konnte es da den katholischen Fürsten verdenken, wenn sie gegen den pfälzischen Usurpator und für den „rechtmäßigen König," Kaiser Ferdinand II., Partei ergriffen, der ihnen doch als Hort der Fürstenrechte und ihrer Religion galt und gelten konnte. Außerdem, daß Philipp III. von Spanien dem Statthalter der Niederlande, Erzherzog Albrecht, die Weisung gab, einen Angriff auf die Niederpfalz zu unternehmen, wurde am 8. Oktober 1619 zwischen Ferdinand II. und dem Leiter der Liga, Maximilian von Bayern, ein Vertrag abgeschlossen, nach dem dieser dem Kaiser Hilfe versprach, wenn die eigne Verteidigung und die seiner Bundesgenossen es gestatte. Nicht minder unterstützte der Papst den Kaiser-König, und in Polen war ihm Sigismund als Parteigänger gewiß. Nun hätte man doch denken sollen, daß die Union für ihr Haupt eingetreten wäre. Das Gegenteil war der Fall. Auf einem Unionstag in Nürnberg verlangte sie nicht nur Rücksendung der von ihr geworbenen und bezahlten Truppen, die Friedrich nach Böhmen mitgenommen hatte: sie entzog ihm auch das Gehalt als Unionsgeneral. Das Einzige, wozu sie sich verstand, war, daß sie die Erblande Friedrichs gegen einen Angriff schützen und keine kaiserlichen Truppen durch das Unionsgebiet marschieren lassen wollte. Dem gewandten Bayernherzog gelang es indessen bald, sie zu dem Versprechen zu bewegen, daß sie mit der Liga in Frieden leben wolle; nicht einmal wurde bei den Verhandlungen gefordert, daß die Erblande des Pfalzgrafen von keinem Bundesgenossen des Kaisers angegriffen werden dürften. Nach solchen Vorgängen kann es uns nicht wundern, daß selbst die schreiendsten Verletzungen der böhmischen Rechte, daß sogar die Vernichtung des Majestätsbriefes die deutschen Protestanten nicht belehrte, daß mit der Unterdrückung Friedrichs V. die Vernichtung des Protestantismus zur Thatsache wurde, daß das katholische Interesse mindestens ebenso sehr wie das dynastische die Handlungsweise Ferdinands und seiner Genossen bestimmte. Anfangs November 1620 unterlag Friedrich V. der Macht seiner Gegner; bald darauf wurde er geächtet. Wie sein Schwiegervater Jakob I. von England, gab ihn die Union ganz preis, indem sie sich verpflichtete, die Pfalz zu räumen und neutral zu bleiben. Zwei Jahre später wurde die freigewordne Kurwürde, wie der Kaiser früher versprochen hatte, Maximilian von Bayern übertragen. Selbst Sachsen erhob dagegen energischen Widerspruch, aber es konnte nichts ausrichten; ein protestantischer Fürst, Ludwig von Hessen-Darmstadt, stellte sich aus Dankbarkeit gegen den Kaiser auf dessen Seite. Nunmehr hatten die Katholiken im Rat der Kurfürsten das Uebergewicht; immer mehr ging es mit dem Protestantismus abwärts.

Ungeahnte Erfolge hatte der Habsburger im Felde, der Bayer in der Diplomatie davongetragen, noch größere schien die Zukunft zu versprechen. Konnte das übrige Europa dies so ruhig mit ansehen? Gegen das Zusammengehen Oesterreichs mit Spanien richtete sich zunächst Richelieu und stärkte die Gegenströmung in Holland und England. Infolgedessen setzte sich Jakob I. mit Christian IV. von Dänemark in Verbindung, damit er die feindliche Uebermacht in Norddeutschland zurückdränge. Der Däne wollte sich anfangs zu dieser Rolle nicht verstehen: da wandte sich England an den jungen Schwedenkönig Gustav Adolf.

Gustav Adolf, geboren am 9. Dezember 1594, war seinem Vater, Karl IX., im Alter von siebzehn Jahren als König von Schweden gefolgt. Seiner reichen Begabung war durch eine treffliche Erziehung die rechte Bahn gewiesen worden. Außer seiner Muttersprache beherrschte er sieben Sprachen. Lateinisch schrieb er fertig. Seine Lieblingsschriftsteller waren Xenophon und Hugo Grotius. Zu seinem künftigen Herrscherberuf wurde

er früh gut angeleitet: von seinem zehnten Jahre ab wohnte er den Beratungen über des Landes Wohl und Wehe bei, auch zu Gesandtschaftsaudienzen wurde er als Knabe schon herangezogen. Mit besondrer Freude trieb er, älter geworden, kriegswissenschaftliche Studien; das Ideal eines Feldherrn sah er in Wilhelm von Oranien. Bereits mit sechs Jahren lernte er den Krieg in Finnland kennen, sechzehn Jahre alt that er seinen ersten Soldatendienst in dem schwedisch-dänischen Kriege. Schon hier zeigte er kühnen Mut und scharfen Blick, Eigenschaften, durch die er später die Augen der Welt auf sich zog.

So wohl vorgebildet für den Herrscherberuf trat er seine königliche Stellung 1611 an. Nicht leicht war die Last, die da auf seine Schultern gelegt wurde. „Feinde ringsum“: — damit ist seine Lage gezeichnet. Noch hatte ein dänisches Heer einen Teil schwedischen Landes besetzt. Unter englischer Vermittelung kam bald Friede zu stande, günstiger für Schweden, als es zu erwarten gewesen. In Rußland waren es Thronwirren, die den jungen König zu bewaffnetem Eingreifen veranlaßten. Den glänzenden Siegen seines Heeres verdankte er einen günstigen Vertrag; Rußland wurde von der Ostsee und dem Ostseehandel ausgeschlossen.

War es bei den genannten Gegnern ein Kampf um Herrschaft über Land und Meer, Polen rang mit Schweden um einen höhern Preis: es war die Krone selbst und war die protestantische Religion. Sigismund von Polen war der Sohn Johanns, dessen Händen die Krone entrissen wurde, als er Schweden dem Katholizismus in die Arme führen wollte. Polen stand mit Spanien im Bunde: beider Ziel war das Dominium maris Baltici*) und die Herrschaft der Jesuiten. Der Bedeutung des Kriegs gegen diesen Feind entspricht seine lange Dauer. 1629 kam ein Stillstand auf sechs Jahre zwischen den Kriegführenden zu stande.

Wie war es Gustav Adolf möglich, sich gegen so viele Feinde zu halten? Seine persönlichen Eigenschaften, die ihm dazu mithalfen, haben wir kennen gelernt; aber die allein genügten doch nicht. Von Anfang an sicherte er sich in seinem eignen Lande eine feste Stellung. Den Adel brachte er zur Erkenntnis, daß er in erster Linie dem König zu dienen gehalten sei. Die Finanzen des Reichs verbesserte er durch regelmäßige Steuern, durch verständige Ausbeutung der Bergwerke, durch Monopole und Zölle. Ein stehendes Heer schuf er sich durch Aushebung und „basirte es auf den Grundbesitz“; bei diesem führte er strenge Mannszucht ein, die doch stets mit Hingabe an die Pflicht verbunden ist.

Noch war mit Polen nicht Frieden, als die oben erwähnte Bitte Englands an Gustav Adolf gelangte, er möge in den deutschen Krieg eingreifen. Schon bald nach seiner Thronbesteigung hatte sich die Union an ihn gewandt; namentlich suchte der Landgraf Moritz von Hessen ihn als Bundesgenossen zu gewinnen; er schickte seinen Rat Zobel nach Stockholm, den König über die Lage des Protestantismus in Deutschland zu unterrichten und sich und seinen Verbündeten im Fall der Not seine Hilfe zu sichern. Ihn fürchteten die Feinde; Spinola hatte davor gewarnt, ihn aufzubringen. — Dem weiten Blicke Gustav Adolfs entging es nicht, wie großen Gewinn er von der Bekämpfung der spanisch-habsburgischen Macht in Deutschland davon tragen würde. Das hinderte ihn jedoch nicht, sehr vorsichtig zu Werke zu gehen. Vor allem verlangte er für den Fall seiner Teilnahme am Kriege ein festes Bündnis zwischen allen interessirten Mächten, für ihn selbst die oberste Leitung des Kriegs, eine bestimmte Zahl Soldaten, Zusicherung von monatlichem Sold für das Heer und Einräumung von zwei guten Häfen, je einem an der Nord- und Ostsee. Zudem entwarf er einen trefflichen Feldzugsplan, nach dem sich die Verbündeten zu richten hätten. Man fand diese Bedingungen „etwas beschwerlich“ und — ließ den Schwedenkönig fallen. Dafür trat Christian IV. schon aus Eifersucht gegen seinen nachbarlichen Nebenbuhler in die Reihe der Feinde Ferdinands.

Es ist bekannt, daß Christian IV. unterlag. So fiel

*) Die Herrschaft über das Baltische Meer.

Norddeutschland in die Hände der Sieger, und Wallenstein, der kaiserliche Feldherr wurde hier kaiserlich beschenkt: Sagan in Schlesien und Mecklenburg waren der Preis, der ihm zu teil wurde. Im Besitz Mecklenburgs gedachte er auch Pommern zu erobern und dem Kaiser, vielleicht sich selbst, die Herrschaft über die ganze Ostsee zu erringen.

Immer mehr war unter den Kämpfen der nordischen Mächte die deutsche Handels- und Seemacht an der Ostsee verfallen; nur Gesandtschaften waren bisher vom Reich in Aussicht genommen und papierne Proteste gegen die Vergewaltigung deutscher Städte erlassen; jetzt schien sich eine gute Gelegenheit zu bieten, einen Reichsadmiral aufzustellen zur Behauptung der Gerechtsame des Reichs. Am 21. April 1628 wurde Wallenstein zum General der ganzen kaiserlichen Schiffsarmada zu Meer, wie auch zu des ozeanischen und baltischen Meeres General ernannt. Das Dominium maris Baltici schien jetzt dem zufallen zu sollen, vor dem sich alles beugte.

Nur einer schickte sich gerade jetzt an, ihm ein Halt zuzurufen: Gustav Adolf, den Wallenstein als seinen gefährlichsten Feind ansah, über dessen Glück er die Sterne um Rat fragte. Der Schwedenkönig erkannte, daß jetzt Gefahr für ihn im Verzug sei. Bereits im Oktober 1627 hatte er Christian IV. gemahnt, vor Wallenstein auf der Hut zu sein; im November schrieb er an Oxenstierna: „Wir können schwerlich entgehen, in diesen Krieg verwickelt zu werden, da die Gefahr täglich näher kommt“; am 1. April 1628 äußerte er: „Es ist soweit gekommen, daß alle Kriege, die in Europa geführt werden, in einander vermengt und zu einem geworden sind.“ Kein Zögern konnte es mehr für den König geben, als Wallenstein sich anschickte, Stralsund, den Schlüssel zur Ostsee, zu belagern. Mit der Unterwerfung dieser Stadt sollte der dänische Krieg beschlossen und gleichsam besiegelt werden. Mai 1628 erschien eine dänische Gesandtschaft, die der Stadt dänische und schwedische Hilfe verhieß, wenn sie festhalte; bald darauf schickte Gustav Adolf unaufgefordert eine Last Pulver und leitete Verhandlungen wegen einer engen Verbindung ein. Bei einem Sturm gegen Stralsunds Mauern leisteten schwedische Hilfsvölker den Kaiserlichen solchen Widerstand, daß sie zurückwichen. Aus Besorgnis, die Schweden möchten sich gegen Kolberg wenden, die Dänen gegen Warnemünde, und in der Erkenntnis, daß ohne Seemacht keine weitern Eroberungen im Norden zu machen seien, entschloß sich Wallenstein, von Stralsund abzuziehen und mit den Dänen Frieden zu machen. Dies geschah in Lübeck. Den Gesandten Gustav Adolfs, die dessen Forderungen dort geltend machen sollten, versagte Wallenstein die Pässe. Wie kam Wallenstein plötzlich zu dieser Mißachtung seines thatkräftigen Gegners? Er meinte, der Furcht vor ihm überhoben zu sein, „da er in Preußen den Krieg gegen Polen führen müsse.“

Indessen in diesem selben Jahre 1629 vertrug sich Gustav Adolf mit Polen. Trotzdem Sigismund von Wallenstein 10000 Mann Hilfstruppen erhalten hatte, konnte er auf die Dauer seinem Vetter die Spitze nicht bieten. Bekam hierdurch Gustav Adolf freie Hand für seine weitern Entschließungen, so zog sich Ferdinand II. im Jahre 1629 in Deutschland neue Feinde groß durch das Edikt, das ihm von der Liga und dem päpstlichen Nuntius abgezwungen wurde; er ließ das Restitutionsedikt ausgehen, nach dem alle seit dem Passauer Vertrag in den Besitz der Protestanten übergegangnen geistlichen Güter der katholischen Kirche zurückgegeben werden sollten. Mit diesem Edikt that der Kaiser den letzten entscheidenden Schritt von dem Wege ab, auf dem sich die Politik von 1555 bewegt hatte, und deren Bahnen nicht zu verlassen gemäßigte Protestanten und Katholiken so oft gemahnt hatten. Mit dem 6. März 1629 wurde aus dem Kriege, den man bisher als im Interesse der Ordnungen des Reichs und zur Unterdrückung rebellischer Fürsten geführt betrachtet hatte, ein Religionskrieg, in dem das Wort wahr geworden ist, daß die Deutschen in ihrem Blute waten sollten. Dieser Vernichtungskampf gegen den Protestantismus sollte aber geführt werden ohne den gewaltigen Feldherrn, der bisher noch keinen Meister gefunden hatte. Ihn, den Gegner des Restitutionsedikts, der viele Protestanten in seinem

Heere hatte, der stets darauf ausgegangen war, den Ausbruch der großen religiösen Feindseligkeiten zwischen Katholiken und Protestanten durch Schonung der letztern zu vermeiden, den ehrlichen Schildträger des Kaisertums, dabei freilich zugleich den Vorkämpfer seiner eignen Macht, hatten die Kurfürsten zu Regensburg endlich den Kaiser gezwungen abzusetzen. Und dies geschah in dem Augenblick, wo Wallenstein sich auf den Weg nach München machte, um auf Maximilian von Bayern einzuwirken, daß seine Pläne — Bekämpfung Frankreichs und Befriedigung Schwedens — zur Ausführung gelangten. Er hatte sich überzeugt, daß die Protestanten in Deutschland und in den österreichischen Erblanden in wachsender Erbitterung die Ankunft des Königs von Schweden sehnlichst erwarteten.

R=n

Der zehnte November in der preußischen Generalsynode

An Luthers Geburtstag wurde von der preußischen Generalsynode einstimmig*) die neue Agende angenommen. Nach allen Berichten und Zeitungsartikeln muß die Stimmung dabei eine sehr gehobne gewesen sein, wie sie sich auch denn in dem Gesang des Verses „Lob, Ehr und Preis sei Gott" einen frommen Ausdruck gab. In der That kann man aus den verschiedensten Erwägungen heraus die preußische Landeskirche zu diesem Ereignis beglückwünschen. Die neue Agende, die ja genau genommen nur die verbesserte und vermehrte alte Agende ist und sein sollte, bezeichnet gegenüber der Unordnung, Unzureichendheit und teilweisen Geschmacklosigkeit der alten Agende einen entschiednen Fortschritt. Die Geistlichen werden sie gern gebrauchen, die Gemeinden mancherlei Förderung ihres gottesdienstlichen Wesens daraus empfangen. Und daß es der preußischen Landeskirche erspart bleibt, durch Ablehnung der Vorlage oder starken Widerspruch dagegen in unabsehbare Verdrießlichkeiten und Verwicklungen zu geraten, ist ja gewiß erfreulich. Vollends die Einmütigkeit, mit der die Annahme erfolgte, stellt einen glänzenden Erfolg der Väter des Revisionswerks und der leitenden Kirchenbehörde dar und macht dem kirchlichen Sinne der Kirchenvertretung alle Ehre. Denn daß zu solchem Ergebnis von den verschiedensten Seiten Opfer gebracht werden mußten, braucht niemandem gesagt oder bewiesen zu werden. Auch ist es nicht zu unterschätzen, daß dieser endliche Verlauf der Sache auf die Staatsbehörden, auf die römische Kirche, auf die Welt überhaupt einen imponirenden Eindruck machen wird, wie denn der König von Preußen ausnahmsweise einmal eine wirkliche Freude an seinem Summepiskopat erlebt haben mag.

Aber dies ist nur die eine Seite der Sache, die kirchenpolitische, kirchenregimentliche, daß ich so sage. Das Konkordienwerk hat seine Kehrseite, und gegen diese habe ich meine christlichen Bedenken.

Vergleicht man die Einmütigkeit, mit der die Agende von der Generalsynode angenommen worden ist, mit dem innern Zustande der Landeskirche, so erkennt man leicht, daß die Synode mit ihrem Votum die Wirklichkeit der Gemeinde, die hinter ihr steht, nicht widerspiegelt. Es gilt hier das Wort: weniger wäre mehr gewesen. Eine von starker Mehrheit gegen den Widerspruch einer ernst zu nehmenden Minderheit angenommne Agende hätte den großen Vorzug gehabt, daß sie den innerkirchlichen Verhältnissen entsprach. Die Konkordie, die wir erlebt haben, war nur möglich, erstens, infolge der bekannten unbilligen Zusammensetzung der Synode (Filtrirsystem) und, zweitens, infolge eines Verhaltens der in der Synode vertretenen Parteien, das meines Erachtens nicht verträgt, an den höchsten sittlichen Normen gemessen zu werden.

Ich weiß, was ich damit sage. Ich beeile mich daher hinzuzufügen, daß ich niemandem abzusprechen mich erdreiste, nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt zu haben. Ich habe auch nicht mit dringesteckt in den Vorverhandlungen der

*) Das bei dieser ersten Lesung einzige Nein eines lutherisch-konfessionellen Synodalen hat sich bei der zweiten Lesung in ein Ja verwandelt.

Gruppen und der Kommission. Aber eben darum darf ich, von der Rücksicht auf Personen und unkontrollirbare Vorgänge frei, mich an die öffentlichen Thatsachen halten.

Die beiden „positiven" Parteien haben ihr Ultimatum in Sachen des Apostolikums sonderlich seiner Stellung im Ordinationsformular in keiner andern Absicht beschlossen, als weil ihnen alles daran lag, bei dieser Gelegenheit der Lehrfreiheit eine Grenze zu ziehen. Nun gehört es zu den Kompetenzen der Generalsynode, über die Lehrfreiheit und ihre Grenzen Beschlüsse zu fassen. Man hat aber dieser schwierigsten Frage nicht fest ins Auge geschaut, sondern es vorgezogen, sie nebenbei zu erledigen in einer die gottesdienstliche Sitte regelnden Agende! Man hat zwar nicht verfehlt, zuzugeben, daß das im Verlauf der Ordinationsfeier als liturgisches Stück untergebrachte Apostolikum „dann"*) keinen juridisch verpflichtenden Charakter habe, aber man hoffte nicht ohne Grund, das Gewissen der Ordinanden so um so stärker zu binden. Daß man mit diesen Hoffnungen und Zielen in der Seele die Verwahrung der Mittelpartei ruhig hinnahm, läßt die verschiedensten Erklärungen zu: aber volle Aufrichtigkeit hat beim Händeeinschlagen auf dieser Seite nicht geherrscht.

Die Mittelpartei hatte ihrerseits, wie die Dinge lagen, die Pflicht, alle die zu vertreten, die von einer stärkern Bindung der Gewissen nichts wissen wollen. Wahrlich, es sind nicht die zarten Gewissen, vor denen unsre Kirche geschützt werden muß, sondern die sind es, die bereit sind, jegliche Formel zu unterschreiben und zu rezitiren, die man ihnen zumutet. Und eine gewisse Verwahrung gegen die Absichten der Mehrheit enthält ja die Erklärung der Mittelpartei. Aber schüchtern genug und, ich muß es aussprechen, nicht ohne einen pharisäischen Seitenblick auf die, die „jene Streitigkeiten" verursacht haben, und mit denen man doch in diesem Kreise die theologische und religiöse Ueberzeugung so ziemlich gemein hat!

Wohlverstanden, ich mache keiner der Parteien einen Vorwurf aus dem Ja, mit dem sie gestimmt hat. Ich würde vielleicht selbst für diese Agende gestimmt haben, etwa mit der Begründung und Verwahrung, die Propst Treblin von Breslau seinem Votum voranschickte. Mein Vorwurf richtet sich gegen die Art der Einigung. Die Majoritätsparteien mußten bei dieser Gelegenheit entweder erklären: Wir erkennen euch Freunde von der Mittelpartei und eure theologischen Gesinnungsgenossen als vollberechtigte Glieder unsrer Landeskirche an, unter der neuen wie unter der alten Agende (den geistigen Kampf um das rechte Verständnis des Evangeliums selbstverständlich vorbehalten). Eine solche Erklärung ist nicht erfolgt und wird nicht erfolgen. Nur sie aber hätte der Mittelpartei als solcher genügen dürfen. Daß es mehr wie eine preußische Kirchenbehörde giebt, die einen Beyschlag, wenn er heute die Ordination begehrte, nicht zulassen würde, und daß eine solche Kirchenbehörde für diese Haltung auch in der neuen Agende eine Stärkung finden kann, das bedarf wohl keiner Ausführung. — Es konnten aber die Majoritätsparteien auch eine entgegengesetzte Erklärung abgeben und sagen: Wir wollen bei dieser Gelegenheit den Schülern der modernen Theologie den Weg ins Amt versperren. Eine solche Erklärung ist nicht erfolgt, sie wird aber noch oft

*) „Da kam ein Kommissionsmitglied auf den Gedanken, zu der Ordination einen liturgischen Eingang zu konstruiren und hier die Ordinanden oder einen im Namen der übrigen das Apostolikum bekennen zu lassen. Allerdings hat dann das Bekenntnis keinen juridisch verpflichtenden Charakter. Aber dieser Gesichtspunkt wurde von der Kommission überhaupt abgelehnt. Man erklärte von allen Seiten, daß es sich beim Bekennen nicht um juridischen Zwang, sondern um einen Akt des Glaubens handle. Aber freilich sollte dies so verstanden werden, daß ein Aufsagen des Apostolikums in der feierlichen Stunde der Ordination das Gewissen innerlich stärker binde als eine äußerliche Verpflichtung." Stöcker in der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung Nr. 46. — „Wir sind voll Dank, daß die Kirche die Ordinationsform haben wird, wie sie in der Agende sich darbietet; wir hoffen, daß Gott der heilige Geist allen jungen Theologen in den Wirren dieser Zeit und gegenüber einer versucherischen, falsch berühmten Kunst beistehen werde, sagen zu können: Ich glaube, darum rede ich, und daß sie an ihrem Ordinationstage dem Manne gleichen, von welchem St. Jakobus sagt: er bitte im Glauben und zweifle nicht!" Holtzheuer, der Führer der Lutherisch-Konfessionellen, in der Sitzung vom 15. November, zur zweiten Lesung des Agenden-Einführungsgesetzes.

genug nachgeholt werden. In diesem Falle hätte sich wohl auch die Mittelpartei in statu confessionis*) befunden. Sie hat es aber mit allem Fleiß vermieden, die Majoritätsparteien vor die Alternative dieser oder jener Erklärung zu stellen, und insofern ist sie mehr als jene (die im übrigen sich darauf berufen können, daß ihre Position draußen im kirchlichen Leben offen und klar genug ist) schuld daran, daß ein Zug innerer Unwahrhaftigkeit in den Beschluß der Synode hineingekommen ist, den viele mit mir empfinden und beklagen werden.

Ich darf sagen, daß ich an jedem Stück und Zeichen wachsender Einmütigkeit in unsrer evangelischen Kirche meine helle Freude habe, daß ich nichts lieber mag als tiefe Gräben zuschütten helfen und gegenseitiges Verständnis fördern. Aber an der Einstimmigkeit dieser Berliner Konkordie ist zu viel Schein und Selbstbetrug, als daß das öffentliche Gewissen dazu schweigen dürfte: da bin ich auch „in statu confessionis." Wenn beim Evangelisch-sozialen Kongreß die Männer verschiedner Richtung zusammen tagen, da thun sie es, um sich auseinanderzusetzen, sich zu messen und zu überwinden, ob sich wohl zeigen möchte, wer die rechte Meinung und die größte Kraft hat, auch von einander zu lernen, und wäre die Gegnerschaft sonst noch so groß. Ueber solche Gemeinsamkeit des Rates schütteln sorgenvolle Christen ihr Haupt, ich meine mit Unrecht. Aber wo solche weittragende Beschlüsse einmütig gefaßt werden, wie von der Generalsynode, und der Gegensatz der Richtungen geht unter in allerlei heimlicher Berechnung und in frommem Gefühlsrausch, da meine ich, wird ernste Kritik Recht und Pflicht zugleich. Das Kirchenregiment hat leider seinerseits nichts gethan, um Klarheit zu schaffen. Vielleicht haben wir von ihm Erklärungen noch zu erwarten.

Ich hoffe, ich habe mit diesen Zeilen bewiesen, daß ich zum Kirchenpolitiker verdorben bin. Es ist auch nichts weiter als die Stimme eines Einzelnen, die da redet. Unser Blatt hat sich von jeder faktiösen Opposition gegen die Agende fern gehalten, das wissen unsre Leser. Prediger von Soden hat den Entwurf in seiner letzten Gestalt aufs freundlichste besprochen.

Vielleicht zu freundlich. Aber worauf es hier ankommt: der preußische Oberkirchenrat und die Herren von der Generalsynode können daraus ersehen, wie wenig man im Kreise unsrer Freunde darauf aus war, dem Zustandekommen der Agende Steine in den Weg zu legen. Was ich heute ausspreche, sage ich auf meine Verantwortung, von meinem fernen Beobachtungsposten aus, als einer, der seine Kirche lieb hat und das Evangelium, das die Wahrheit ist. Ich bin überzeugt, daß redliche Christen jeder Richtung, je minder vertraut mit der Kirchenpolitik desto mehr, meiner Kritik der Konkordie vom 10. November 1894 zustimmen werden.

Ich fasse zusammen: Die neue Agende ist eine entschiedne Verbesserung der alten. Ihre einmütige Annahme ist ein Meisterstück kirchenpolitischer Kunst, zustande gekommen gewiß unter starker Mitwirkung von Gefühlsmomenten. Der thatsächlichen innern Lage der landeskirchlichen Gemeinde gegenüber erscheint jedoch diese Einmütigkeit von zweifelhaftem Wert, und es steht zu fürchten, daß das geschaffne Werk die christliche Austragung der innerhalb unsrer Kirche vorhandnen Differenzen zum Nachteil der Wahrheit und des Friedens erschweren wird.

R

---

*) In der Lage, von Gewissens wegen ein Zeugnis ablegen zu müssen.

Das Testament eines Theologen

Geschichte und Kritik der neuern Theologie, insbesondre der systematischen, seit Schleiermacher, von † Geheimrat Professor von Frank, aus dem Nachlaß herausgegeben von Pastor Schaarschmidt. Leipzig, Deichert, 1894. 350 Seiten. 5,60 Mk.

1

Gar häufig kann man aus dem Munde unsrer Gebildeten die Klage vernehmen: Wie schade, daß man nur hin und wieder von den Forschungen der neuern Theologie hört, ohne daß man sich ein Gesamtbild vorstellen kann. Man liest über Ritschl, man spricht von Harnack und Kaftan, man hat vielleicht auch schwache Vorstellungen von dem, was diese Gelehrten wollen.

Aber man hat weder Zeit noch Lust, in ihre Systeme sich einzuarbeiten. Ja selbst wenn man sich hierzu entschließen kann, man kommt mit dem besten Willen nicht weiter, weil das schwere Geschütz der Gelehrtensprache ein zu großes Hemmnis bildet.

Für alle die nun, die das Streben haben, durch die verschlungnen Pfade der theologischen Erkenntnis sich rasch führen zu lassen, wüßten wir kein besseres Werk als das oben genannte.*) Viel zu früh ist Frank seinen Schülern, seiner Kirche entrissen worden. Die Absicht des verehrten Meisters, eine Geschichte der neuern Theologie zu schreiben, ist durch seinen raschen Hingang vereitelt worden. Aber die Entschädigung dafür in dem angeführten Werke ist so reichhaltig, daß wir uns zufrieden geben dürfen. Mehr noch: wir haben in diesem Buche gewissermaßen die Summa eines an schriftstellerischer Arbeit selten reichen Lebens.

Es begegnet einem heutzutage nicht allzu häufig, daß man von dem Werk eines Gelehrten derartig gefesselt wird, daß man nur gezwungen es aus der Hand legt, um sofort in der nächsten Stunde das Studium fortzusetzen. Hier bei Franks Buch ist es mir so ergangen. Ich meine auch: es liegt eine ganz besondre Weihe auf dem Opus eines Gelehrten, dessen Lippen plötzlich im Tode erstarrt sind, dessen Thätigkeit aber hiermit wohl unterbrochen, doch nicht völlig abgeschlossen werden konnte. Wir hatten die Empfindung, als ob uns Frank hier in eine Walhalla der Theologen einführe, unter denen jetzt sein eigner Name wahrlich nicht an letzter Stelle prangt. Es ist der Geist des lautern Evangeliums, der hier immer wieder durchbricht, eine Zeitgeschichte, von Ewigkeitsgedanken durchweht, deren Betrachtung dem Leser einen „Stoß zu einer ewigen Bewegung" geben muß, wenn anders dieser den Stimmen lauscht und folgt, die fort und fort heraustönen.

Was sollen wir sagen von der tiefen Gelehrsamkeit, die hier zum Vorschein kommt, von der Klarheit des Urteils, von seiner Milde, die besonders davor gewarnt wissen will, die persönliche christliche Stellung eines Mannes nimmermehr ohne weiteres nach seinen wissenschaftlichen theologischen Aufstellungen zu bemessen! Fehlt es auch zuweilen nicht an scharfen Ausfällen, so ist es ausschließlich die Zukunft der Kirche, die ihn zur Aussprache nötigt. Gern würde er die Dinge leichter nehmen, wenn es sich bloß um ein Spiel des Geistes, um einen Kampf um Streitfragen handelte, deren Entscheidung das Wesen des Glaubens und den Weg zum Heil intakt ließen. Er bittet wiederholt, scharfe Worte, die nach dieser Seite fallen, ja nie als persönliche Invektiven ansehen zu wollen.

Es kann nicht unsre Aufgabe sein, Franks Werk hier kritisch zu beleuchten. Ich bekenne es offen, daß ich im großen und ganzen auf demselben Boden stehe wie der Verfasser. Das soll mich nicht abhalten, meine Anschauung da zu präzisiren, wo ich Frank nicht die Hand reichen kann.

Wir setzen unsre Aufgabe vielmehr darein, den Gedankengang des erwähnten Werkes zu verfolgen, das für den wissenschaftlich Gebildeten nicht weniger von Interesse ist als für den Theologen, wobei es kaum nötig sein wird, zu bemerken, daß Professor Frank der Hauptvertreter der Theologenschule zu Erlangen war.

Die Entwicklung der Theologie von Schleiermacher bis auf die Gegenwart ist ein in sich abgeschlossenes Ganze. Für den Verlauf dieser Periode sind neben den sachlichen vornehmlich die historischen Vorbedingungen maßgebend. Unter den letztern steht in erster Linie die Thatsache der Kirchenreformation. Diese war ein Protest des von den geistlichen Mächten des Evangeliums erfaßten Gewissens wider dessen falsche Bindung durch außerchristliche und widerchristliche Normen innerhalb der bisherigen Kirche. Mit der Reformation beginnt eine Periode des Subjektivismus, die bis in die neueste Zeit sich fortzieht. Aufgabe der evangelischen Theologie war es, den Heraustritt aus der falschen Objektivität und Gebundenheit zu vollziehen, ohne den

---

*) Wer in Franks System der christlichen Wahrheit — Dogmatik — auf mühelosem Wege eindringen will, dem können wir das vor kurzem veröffentlichte Schriftchen bestens empfehlen: Gedankengang des von Frankschen Systems der christlichen Wahrheit von Oberlehrer Vollert in Gera. Leipzig, Deichert, 1895. 1,60 Mk.

Gefahren zu unterliegen, die die Entbindung der Subjektivität mit sich brachte, und die thatsächlich hervortraten in den schwarmgeistigen, anabaptistischen, mystisch-rationalistischen Richtungen des Reformationszeitalters und der Folgezeit. Gerade jener ungesunde Subjektivismus, der damals neben dem evangelisch berechtigten hervortrat, bewirkte im siebzehnten Jahrhundert einen Umschlag nach der andern Seite hin. Es verbreitete sich ein Orthodoxismus, dem die Lehrformel alles galt, mit Zurückstellung der Glaubensrealitäten, die darein gefaßt waren, und der seines Besitzes sich getröstete, ohne immer aufs neue ihn zu erwerben. Der gewaltige Schatz, den Luther mit den Seinen aus der Tiefe herausgehoben hatte, sollte nun durchdrungen, geordnet, gefaßt und gehütet werden. Aus dem Schachte des Evangeliums, der neugewonnenen christlichen Erfahrung war viel edles Metall, viel kostbares Erz zu Tage gefördert worden; nun galt es, dieses Metall auszumünzen und auszuprägen, auch wohl von Schlacken zu reinigen und in allgemeinen Gebrauch zu setzen. So entstanden die großen dogmatischen Werke der damaligen Zeit. Nur schade, daß jener Theologie das Gefühl für die Mängel abging, die ihr anhingen. Wiesen die Gegner darauf hin, so suchte man durch alle möglichen dialektischen und advokatischen Künste sie zu verhüllen. Offne Fragen gab es so wenig für sie, wie heute für die Missourier. Kirchengeschichte und Exegese verfiel in wachsende Stagnation. Man wollte eine möglichst feste, unantastbare Lehrform, man wollte durch Stetigkeit der Lehrweise den Kontroversen vorbeugen. Dadurch fand eine Erstarrung statt, die auf die Länge den Angriffen nicht stand halten konnte, weil die theologischen Lehrsätze nicht mehr der unmittelbare Ausdruck des Glaubens waren.

Wollen wir uns wundern, daß das zurückgedrängte Subjekt jetzt nach zwei Seiten hin seine Rechte wieder geltend zu machen suchte, nach der philosophischen und nach der christlichen? Cartesius macht das denkende Subjekt zum Ausgangspunkt aller Gewißheit, Spinoza beseitigt den Dualismus von Objekt und Subjekt und geht zum strikten Pantheismus weiter, während der Pietismus Speners und Franckes durch Betonung einer lebendigen Frömmigkeit, einer wirklichen Bekehrung und Lebensänderung dem christlichen Subjekt die Stellung wiederzugeben suchte, die ihm durch den Orthodoxismus verkümmert worden war. Zu beklagen war nur, daß bei den Philosophen die Selbstbefreiung des Ich das richtige Verhältnis zu den objektiven Lebensmächten nicht fand und so die Freiheit selbst geschädigt, ja vernichtet ward. Die Pietisten andrerseits lockerten, ohne es zu wollen, das Band zwischen persönlich-christlicher Frömmigkeit und der dogmatischen Lehre und gerieten, statt der Welt mächtig zu werden, in eine Weltflucht, die den nachmaligen Fall des Pietismus vorbereitete. Im übrigen war die Absicht der Gründer und Häupter des Pietismus lediglich diese, das tiefgesunkne kirchliche und christliche Leben wieder zu heben. Traten später Einseitigkeiten hervor, die nicht bloß zu vielen Kontroversen Anlaß gaben, sondern auch thatsächlich die Reinheit der evangelischen Lehre trübten, so war dies mehr Schuld der Schüler und Nachfolger unsrer Pietismusväter. Trotz aller Mängel soll es aber dieser Richtung nicht vergessen werden, daß sie sowohl auf praktischem Gebiet überaus segensreiche Wirkungen geübt, als auch Ueberreste des evangelischen Glaubens durch die nun immer stärker hereindringenden Wogen des Unglaubens hindurch gerettet hat; denn nun zog eine Periode der Revolution heran, auf politischem wie auf geistigem Gebiete. Kamen dadurch auch manche bis dahin fälschlich zurückgehaltene gute Triebe des natürlichen Menschenwesens zu berechtigter Geltung, so trat doch zugleich eine Erniedrigung der Kirche und der Theologie ein, wie sie kaum jemals früher nachweisbar ist. Hatte es vormals schon die orthodoxe Theologie versäumt, in ein korrektes Verhältnis zu den Mächten, Trieben und Interessen des natürlichen Lebens zu treten, so war dieses bei dem Pietismus mit seiner antiweltlichen Richtung noch weniger der Fall. Eng, einseitig, in ihre Kreise abgeschlossen, gingen die Frommen ihre Wege, ohne Verständnis für die großen Fragen der Kultur, der Politik und des natürlichen Lebens, die damals mit Macht sich hervordrängten. Es war ein schweres Verhängnis, daß die allgemeine, die künstlerische Bildung, und daß der philosophische Trieb sich Bahn machte und jedes von beiden sich vollendete in Ablösung von der Kirche, von den Interessen des christlichen Glaubens — ein Verhängnis, unter dem wir gegenwärtig noch zu leiden haben. Mit Verachtung sahen die Vertreter der emporblühenden schönen Litteratur und der Philosophie auf das positive Christentum und dessen Bekenner hin. Der Aufschwung der Philosophie durch Kant inaugurirte einen vollständigen Bruch mit dem christlichen Glauben. Der durch Kant aufgerichtete Dualismus zwischen Subjekt und Objekt wurde dann unter seinen Nachfolgern (Fichte, Schelling, Hegel) in einen strikten Monismus und Pantheismus umgesetzt. Vornehmlich in Hegel hatte die Autonomie, die Emanzipation des Subjekts ihr letztes Ziel erreicht; in ihm sollte nicht bloß das Universum erst zu sich selbst, sondern auch der absolute Weltgeist, Gott, erst zum Bewußtsein kommen. Das war gleichbedeutend mit einer Vernichtung des christlichen, ja jedes religiösen Glaubens, denn dieser beruht auf dem Wesensunterschied Gottes und der Kreatur.

Gleichzeitig schlug die subjektive Gläubigkeit, die von den objektiven Glaubensgrundlagen sich mehr und mehr ablöste, mit innerer Notwendigkeit in Rationalismus um, der unter dem Einfluß des von England und Frankreich her eindringenden Deismus und Naturalismus religiöse Vernunftwahrheiten an die Stelle der geoffenbarten Heilswahrheit einsetzte. Es war das πρῶτον ψεῦδος, woran diese gesamte theologische Richtung laborirte, daß man nicht wußte, was Vernunft sei. Man hielt sie für ein sich gleichbleibendes geistiges Vermögen, dem man die religiös-sittlichen Wahrheiten entnehmen könne. Aber in Wahrheit war diese Vernunft nichts andres als der Niederschlag, der nach Aufhören der christlichen Erfahrungen noch übrig geblieben war. Wie sehr nun auch dieser Rationalismus seiner Wurzel nach mit jener antichristlichen Philosophie verwandt war, so erwuchs ihm doch bald nachher in dieser selbst ein entschiedener und siegreicher Gegner, für den der Rationalismus, weil auf halbem Wege stehen geblieben, sehr bald ein überwundener Standpunkt war.

Es war das Verdienst Schleiermachers, daß er, mit all den früheren und gleichzeitigen Richtungen der Theologie sowie der Philosophie sich auseinandersetzend, imstande war, sie auf eine höhere Stufe zu erheben und eine dem christlichen Glauben wieder mehr zugewandte Stellung für die Theologie zu erringen. In seinen Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern stellt sich Schleiermacher in den Riß zwischen Frömmigkeit und Bildung, der sich so sehr erweitert hatte. Den Irreligiösen zeigte er, daß sie entweder dem Anspruch auf gediegene Bildung und wahres Wissen entsagen oder die Religion anerkennen und zu ihr sich hinwenden müßten als zur höchsten Blüte des Menschengeistes. Nach ihm kommt der Religion ein eigenes selbständiges Gebiet im Geistesleben des Menschen zu, sodaß nur, wo sie lebendig ist, Wissenschaft, Leben und Kunst Wahrheit hat. Alles dieses nämlich ohne Religion ist nur ein Sein im Endlichen; die Religion dagegen ist das Gefühl des Universums, das Gefühl des unendlichen Lebens, in das der Mensch sich eintaucht, der vollstimmige Akkord, der die Melodie des Einzelberufes im Menschenleben begleiten soll, nicht Lehre, nicht Dogma, nicht Wissen, nicht Handeln, auch nicht zunächst Glaube an einen persönlichen Gott und an persönliche Unsterblichkeit. Ein epochemachender Fortschritt, der nur eins vermissen läßt: die sichere und klare Unterscheidung vom Pantheismus. Was aber seine Glaubenslehre anlangt, so kann diese der evangelisch-christlichen Glaubenserkenntnis darum nicht völlig gerecht werden, weil das subjektive Moment die objektive Glaubenswahrheit überwiegt. Die Glaubenssätze als Auffassungen der christlich-frommen Gemütszustände darzustellen, traf nicht das Wesen der Sache.

Wir müssen hier darauf verzichten, Schleiermachers Theologie und Anthropologie, Christologie und Eschatologie, seine Ethik, praktische Theologie und Dialektik auch nur flüchtig zu skizziren. Frank weilt in seinem Werk ausführlich bei all diesen Punkten. Nicht weniger als achtzig Druckseiten hat er Schleiermacher gewidmet. Seine Vereinigung von Christentum und Geisteskultur sollte unsers Erachtens das Vorbild und

Ideal auch für die gegenwärtigen theologischen Strömungen sein. Die Einwirkung Schleiermachers auf die Theologie war eine mannigfache und weitreichende. Keine Richtung konnte sich seinem Einfluß ganz entziehen. Die von ihm ausgehende Anregung läßt sich bei den positiven und negativen Elementen der Folgezeit nachweisen; beide haben aus seiner Theologie Nahrung gezogen. Bald war es eine mehr konfessionelle (Twesten), bald eine mehr unirte Stellung (Nitzsch), die die unter seinen Nachfolgern einnahmen, die zur positiv-evangelischen Richtung neigten. Auch Twesten ging von dem frommen Gefühl aus, suchte aber von daher in die objektive Welt des Glaubens vorzudringen. Er betont die Erfahrung der Wiedergeburt, die Christus als Bedingung der Teilnahme an seinem Reiche bezeichnet habe, und die auf die Wirkung des heiligen Geistes sich zurückführe. Nitzsch wiederum wollte an Stelle des Schleiermacherschen christlichen Bewußtseins das zugleich objektive und subjektive Prinzip des in der Schrift beurkundeten Gotteswortes einsetzen. Strebten diese Theologen inmitten des damaligen Umschwunges der religiösen Stimmung, der weithin zu einer Erneuerung des kirchlichen Lebens führte, ein näheres Verhältnis zur evangelischen Wahrheit und Kirche an, so ließen sich andre wie de Wette und Hase wenigstens über das Niveau des frühern Rationalismus emporheben. Wieder andre, wie Lange und Rothe, einer subjektiv-evangelischen Gläubigkeit in ihrer Theologie Ausdruck gebend, lassen ebenfalls die Einwirkung des Schleiermacherschen Geistes erkennen. Seltsamerweise wird Frank dem tiefsinnigen Rothe, der dem Antagonismus zwischen den humanen und kirchlichen Ideen ein Ende gemacht wissen möchte, nur wenig gerecht. Man mag über Rothe denken, wie man will, einer „ideologischen Verranntheit“ darf dieser Mann nicht beschuldigt werden. Die innige Frömmigkeit, die dieser Persönlichkeit anhaftet, der seine typische Zug, der durch seine Schriften sich zieht, beweist es, daß er inmitten des Evangeliums steht.

Als den treuesten und bedeutendsten Vertreter der Schleiermacherschen Theologie bezeichnet der Verfasser Alexander Schweizer, der die Elemente der Theologie seines Vorläufers in selbständiger Weise, doch in mehr negativer Richtung fortbildete.

J Sch

Religiöse Studien eines Weltkindes

Von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta. 472 S. 6 Mk.

Als ich aus meinem einsam-friedlichen Gebirgsdorf wieder in die Ebene herunterkam und in dem Erker einer Buchhandlung studirte, was die Welt in den letzten drei Monaten gedacht, gelernt und vergessen hatte, da fand ich hübsch in der Mitte zwischen Mantegazzas „Kunst einen Gatten zu wählen“ und Ahlwardts letztem Elaborat in schlichtem grauem Rock — Riehls neuestes Buch.

Ein ziemlicher Kontrast, nicht wahr? Dort die Produkte leichtsinniger Lüsternheit und überlauter Polemik, hier das reife Werk der stillen Studirstube, des greisen und doch immer noch jungen Denkers. Welches Buch wird mehr gelesen, welches wirkt nachhaltiger und tiefer?

Es geht uns oft so, daß wir über dem vielen Guten und Schlechten, was die Tageslitteratur bringt, die schon ein paar Jahrzehnte alten Bücher vergessen, bei denen uns erst eine neue Auflage erinnern muß, daß sie noch Existenzrecht haben und Beachtung verdienen. Und wenn ja ein neues Buch eines dem Namen nach uns schon lange bekannten Verfassers erscheint, dann lesen wir gern auch noch einmal nach, was er der Welt schon früher gesagt hat.

Man hätte glauben können, daß Riehl sein litterarisches Lebenswerk mit dem Novellenbande: „Lebensrätsel“ (1888) abgeschlossen hätte; war doch sein Wunsch, fünfzig Novellen beisammen zu haben, erfüllt. Aber der Einundsiebenzigjährige hatte uns noch etwas zu sagen: Wer seine Werke mit inniger Aufmerksamkeit gelesen hat, der weiß, daß das tiefste Bedürfnis ihres Verfassers religiöser Natur war. Was Wunder also, daß er diesen Unterstrom aufdeckt und uns erzählt, was er in stillen Stunden über die höchsten und tiefsten Fragen gedacht hat.

„Religiöse Studien“ nennt Riehl das Buch und deutet dadurch an, daß er durchaus nichts Systematisches bieten wird. Riehl ist nie Systematiker gewesen, er hat sich nie entschließen können, auch seine mehr wissenschaftlichen Werke in die Fesseln eines Systems zu bringen. Er hat weder eine „Kulturgeschichte“ noch eine „Kunstgeschichte“ geschrieben — er hat mehr gethan. Das ist gerade das Anziehende an allen seinen Büchern, daß wir unendlich viel daraus lernen können, ohne daß wir es merken. In leichter, gefälliger Form zeigt er uns „Land und Leute,“ er schildert uns das Ideal einer „Familie,“ er nimmt uns mit auf die Wanderschaft und — auf einmal haben wir eine ganze Kulturgeschichte zusammen. So macht er es auf allen Gebieten, die er bearbeitet hat, und es sind nicht wenige.

Wir stehen immer noch an dem Titel und kommen nun erst an dessen zweiten Teil. Ein „Weltkind“ hat das Buch geschrieben, ein Mensch also, der in und mit der Welt lebt. Es bedarf nicht erst eines Nachschlagens in dem Dichterlexikon von Adolf Stern, um zu erfahren, daß Riehl sich in bewußten, scharfen Gegensatz zu der neuern Entwicklung der Welt in Politik, Litteratur und Musik stelle; diesen Vorwurf haben auch andre schon gegen ihn erhoben und den neuen dazu gefügt, daß er die moderne Geistesentwicklung nicht mehr verstehe. Ein Blick in sein neues Buch zeigt jedem, wie grundlos der zweite Vorwurf ist, und in wie beschränktem Maße der erste gilt. Man sehe nur einmal das Register durch, um einen annähernden Begriff von der Mannigfaltigkeit und dem Reichtum des Buches zu bekommen. Der Titel „Religiöse Studien“ ist gewiß sehr umfassend, der Inhalt des Buches sprengt fast den nahezu engen Rahmen. Es giebt fast keine Tagesfrage, die nicht berührt wäre, zu der der Verfasser nicht Stellung nähme. Da lesen wir von Darwinismus, von Uhdes Malerei, von Sozialismus, Bildung, Konfessionslosigkeit, bürgerlicher Trauung, Toleranz und — Apostolikum. So heterogen diese Dinge zu sein scheinen, so willkürlich ihre Reihenfolge, es herrscht doch in dem ganzen Buch ein innerer Zusammenhang; immer findet sich in dem einen Abschnitt ein Akkord, der das Leitmotiv des folgenden Kapitels bildet. Man erwarte aber von Riehl keine Lösung aller berührten Fragen; er selbst gesteht mehrfach, daß seine Ausführungen wenig neue Gedanken enthielten, und es ist wahr; aber bei einer so ausgeprägten Eigenart wie Riehl empfindet man das nicht als Mangel. Die Welt spiegelt sich in seinem Kopfe ganz anders als in dem des Dutzendmenschen, er hat eine eigne Weise, sie zu betrachten und an ein kleines Erlebnis eine Reflexion zu knüpfen. Dabei sieht er jede Neuerung im Lichte der Geschichte, und da nimmt sie sich allerdings gewöhnlich anders aus, als wenn man sie wie ein spontanes Ereignis betrachtet. Es ist wahr, der Vergleich des Alten mit dem Neuen fällt in vielen Fällen zu Gunsten des Alten aus, aber man wird es einem Siebziger nicht übel nehmen, wenn er lieber einen Schritt zu wenig als zu viel thut. Jedenfalls steht fest, daß er immer ein berechtigtes Moment bei modernen Erscheinungen herausfindet und daß deshalb seine Kritik nie verletzend wirkt.

Man merkt dem Buche an, daß es mit Liebe und mit — Zeit geschrieben ist. Der Wunsch des Verfassers, es in die Welt gehen zu lassen, ist schon älter als ein Jahrzehnt, aber er läßt seine Gedanken reifen, seine Anschauungen sich klären und noch im letzten Augenblick setzt er ein paar humoristische „Drucker und die letzten Feinheiten des Stils“ hinzu. Wir haben es auch mit einem stilistischen Kunstwerk zu thun — eine heute seltenes Lob.

Den Rahmen des Buches, Anfang und Schluß, bilden persönliche Erlebnisse. Ergreifend ist Riehls Schilderung, wie er blind und wieder sehend wurde, doch das muß man selbst nachlesen. Von großem Interesse ist die Beschreibung seines Entwicklungsganges vom Studenten der Theologie zum Professor der Kulturgeschichte. Seine Universitätszeit fällt mit dem Aufkommen der Hegelschen Spekulation zusammen, von der unser Weltkind fast unberührt blieb. Alle seine Studiengenossen berauschten sich wahrhaft an dem neuen Evangelium, er allein nimmt eine mehr skeptische Stellung ein. Nicht, daß er Hegel innerlich überwunden hätte, aber er wartete ab, bis die Gegner

ihre Stimme erhoben, und schloß sich dann diesen an, ohne überhaupt je mit der Philosophie rechten Ernst zu machen. — Sein Verlassen der theologischen Laufbahn, die in dieser Zeit der umgekehrten Kandidatennot glänzend hätte werden können, erklärt sich nur aus dem größern innern Beruf, der ihn zur Kulturgeschichte trieb. Zweifel sind ihm nie gekommen, und er bietet wieder einmal ein deutliches Beispiel, wie verkehrt es ist, die „Zweifel" als ein notwendiges Durchgangsstadium zu wahrem Glauben anzusehn. Auch mit seinen theologischen Lehrern war er sehr zufrieden, und hierin ist er ein leuchtendes Vorbild für unsre Tage. Ich bin fest überzeugt, daß die damaligen Professoren unendlich langweiliger und trockner waren als unsre heutigen akademischen Lehrer. So schön nun auch das Studium der Theologie für Riehl war — andre Dinge standen ihm mehr im Vordergrunde. Es scheint, daß ihn bei Kollegen die Fachsimpelei und eine gewisse Einseitigkeit abgestoßen hat; er hatte immer den weitesten Blick: „Die Kirchengeschichte wurde mir zur Religionsgeschichte und diese zur Kulturgeschichte." „Mit diesen Gedanken hatte ich das Hauptproblem meines spätern Lebens gefunden." (S. 429) Mit dieser Entwicklung stand Riehl nun ziemlich einzig da in einer Zeit, wo — auf der Universität wenigstens — Kulturgeschichte noch nicht getrieben wurde. Man teilte seine Interessen nicht, man sah ihn etwas von der Seite an und schüttelte den Kopf. Ruhig ging er seine eignen Wege; er durchwanderte das deutsche Land und bekam so die Ideen zu seinen Büchern. Er schrieb schon kleine Novellen und brachte „kleine Meister" der Kultur- und Musikgeschichte durch Zeitungsaufsätze zu Ehren. So verdiente er sich das Nötige und ließ die Zukunft an sich herankommen; die kam denn auch bald in Gestalt einer Universitätsprofessur. Zum Privatdozenten hat es Riehl aber nie gebracht, denn „dazu muß man entweder ein reicher Mann oder ein Genie sein, und beides war ich nicht."

Diese neue Stellung, in die er sich ohne eignes Zuthun, aber nicht gegen seinen Willen gedrängt sah, nahm er nicht ohne lebhaftes Bedauern des nun entschwundnen Berufsideals ein. Dorfpfarrer hatte er werden wollen in einer stillen Gemeinde, allein hatte er sein wollen mit der Natur, mit friedlichen Landleuten und seinen Büchern. Das sah so ideal aus, ein solcher Pfarrer von Grünau zu werden war sein ganzes Streben. Und nun akademischer Lehrer der Großstadt! Bezeichnend für Riehls stets zufriednen Charakter und immer frohen Sinn ist die Art, wie er gleich die Vorteile seiner neuen Stellung herausfindet; er sieht sie in der größern Unabhängigkeit von dem Decorum pastorale,*) das ihm wohl einige Mühe gemacht hätte. „Als Pfarrer hätte ich ja gar nicht mehr ins Theater gehen dürfen; sollte ich »Fidelio« zum ersten- und letztenmal gehört haben?" (S. 454) Hier zeigt sich wieder das Weltkind, das sich seiner Ansicht nach mit dem Pfarramt doch nicht ganz verträgt. Sollte Riehl ein Recht zu dieser Annahme haben? War die innere Freiheit eines Pfarrers damals so stark gefährdet? Könnten wir nur sagen: sie war es! Wann wird man lernen, daß der Christenmensch ein freier Herr aller Dinge ist? Nein, wenn ein Weltkind nicht größere Ansprüche an das Weltleben macht als unser Riehl, dann wird es getrost Pfarrer bleiben können. In diesem einen Falle allerdings war die Abkehr von der Theologie ein Segen. Wer hätte uns sonst „Die Familie" und die „Deutsche Arbeit" geschrieben, wenn nicht Riehl? Gewiß hat er sich nie beklagen müssen, daß andre vor ihm seine Pläne schon ausgeführt hätten; seine Gedankenkreise sind zu individuell, als daß schon ein andrer darauf gekommen wäre. Daß er aber seine Gedanken so vollständig hat ausführen können, daran ist neben Gottes Hilfe, die ihm ein so langes Leben schenkte, vor allem schuld — jene Loslösung von der Theologie, die er selbst auch nur im Anfang beklagte.

Wenn ich auf den Hauptinhalt unsers Buches mit gleicher Ausführlichkeit eingehen wollte, hätte ich noch manche Spalte zu füllen, aber das ist glücklicherweise ebenso unnötig wie unmöglich. Das muß man selbst lesen. Es wäre nur noch meine

*) Den Schicklichkeitsrücksichten des pastoralen Auftretens.

Aufgabe, die Grundstimmung fest zu stellen, der die religiösen Studien entstammen, und an dem einen oder andern Punkt einen Augenblick Halt zu machen.

Wer mich fragt, was Riehl für eine Theologie vertritt — denn er ist ja heute noch stark theologisch interessirt und verfügt über ein sehr achtbares kirchen- und dogmengeschichtliches Wissen —, dem wüßte ich keine treffende Antwort zu geben. Allerdings ist es möglich, aus dem Buche ein theologisches System zurecht zu schnitzen, aber damit hätten wir die gesuchte Grundstimmung noch nicht erfaßt. Ich bin weit entfernt, Riehl für die „moderne Theologie" zu pachten — damit würde ich ihn in Fesseln zwängen, von denen er sich schon befreit hat — aber die auffallende Uebereinstimmung zwischen Riehl und „uns" ist doch bemerkenswert. Wenn „wir" — ich brauche hier wohl nicht zu sagen, wer „wir" sind — uns immer wieder auf Luther berufen, so geschieht es u. a., weil wir von seinem „weltfreudigen Glauben," wie ihn Riehl nennt, lernen wollen. Weltfreudig ist dieser Glaube, weil er immer wieder in der Welt wirken will und es gern thut, weltfreudig auch, weil er mit Freuden das alles gebraucht und genießt, was die Welt ihm zu bieten vermag, ohne doch das „ihr aber seid Christi" zu vergessen. Daß in andern protestantischen Lagern diese Gedanken geleugnet würden, will ich wahrlich nicht behaupten, aber ich bestreite, daß sie je von andrer Seite so stark betont worden sind als von „uns"; wenigstens läßt die religiöse Praxis diesen Schluß gerechtfertigt erscheinen. Ganz dieselben Gedanken nun spricht Riehl in seinem Buche aus, und wie mir scheint ist er selbständig dazu gekommen. Daß er in dem theologisch so fruchtbaren letzten Jahrzehnt viel theologische Werke gelesen hat, bezweifle ich stark; um so freudiger ist es zu begrüßen, daß er den gleichen Weg geht wie wir und nicht nur das gleiche Ziel verfolgt, indem wir uns mit jedem ernsten Christen eins wissen. Ihm wie uns erscheint die Welt nicht besonders schlecht und nicht besonders gut, auch nicht als ein Gebiet, vor dem „verbotener Weg" geschrieben stünde. Nein, sie ist unser Arbeitsfeld und Kampfplatz, auf den Gott uns gestellt hat, auf dem wir wirken müssen. Wer mit diesem Gedanken Ernst macht und die nötige Portion Mut und Kraft dazu erwirbt, der hat den „weltfreudigen Glauben."

Ein paar Worte noch über die Gliederung des Buches. In drei Abschnitten werden „ewige Fragen," „Zeitfragen" und „kirchliche Fragen" behandelt. Vielleicht ließe sich der erste Teil auch so überschreiben: „Wie der Mensch nicht von Gott läßt und zu lassen braucht." Schon der „Herrscher Tod" führt den Menschen zu dem Gottesgedanken. Aber kaum hat er diesen gefaßt, so begegnen ihm eine Menge Widersprüche. Der Darwinist fragt den Christen, was er von der Erschaffung der Welt halte (S. 67) und ob er noch an Adam und Eva glaube (S. 73). Das Problem von Glauben und Wissen tritt ihm entgegen (S. 132). Allen diesen Angriffen weiß der Christ zu begegnen, wenn er nur an der Person Christi festhält, wie verschieden sie auch der Einzelne auffassen mag (S. 103), und wenn er einen innern — Riehl meint einen mystischen — Verkehr mit Gott unterhält (S. 137). Dann gelangt er zu dem „weltfreudigen Glauben" (S. 154) und ist vor aller Kopfhängerei (S. 166) bewahrt.

Weniger gewissenhaft berichten wir über den zweiten, soziale und konfessionelle Fragen behandelnden Teil. In dem sozialen Teil hätte Riehl vielleicht etwas mehr die „Not des vierten Standes" herausheben können. Dieses Versäumnis scheint mir an seiner geschichtlichen Betrachtung zu liegen. Wenn er den Hindu, den mittelalterlichen Bauern und den modernen Sozialdemokraten auf ihre Dulderkraft prüft, dann muß ihm der letztere natürlich als wahrer Revolutionär erscheinen. — Interessant ist der Abschnitt über die gebildete Gesellschaft. Unsre gebildete Zeit weiß immer noch nicht, was Bildung ist. Könnte man sonst einen Menschen in schäbigem Rock ungebildet und eine feingekleidete Dame, die von Goethe nur den Namen weiß, gebildet nennen? Hier scheint mir nur der eine Ausweg, den Friedrich Paulsen im vorigen Jahrgange der Grenzboten in seinen „Bildung" betitelten Aufsätzen einschlägt, zum Ziele zu führen: Bildung ist die harmonische Ausbildung der individuellen Kräfte.

Ganz ausgezeichnet weist Riehl an einem fein und humoristisch gezeichneten Beispiel nach, wie wenig sich aus der Konfessionsstatistik auf das innere Leben eines Christen schließen läßt. Der dort gezeichnete Freiherr ist allerdings typisch für viele, die sich in die Listen als evangelisch eintragen lassen, ohne daraus für sich irgendwelche praktische Konsequenz zu ziehen.

Wir kommen zum letzten Abschnitt, den „kirchlichen Fragen." Die Kirche ist die beste, von der man gar nichts merkt, und die Toleranz ist die beste, die sich selbst überflüssig macht, indem sie Gleichberechtigung an ihre Stelle treten läßt — mit diesen beiden Sätzen sind ungefähr die Hauptgedanken des dritten Teils wiedergegeben. Den dritten Satz, daß die Predigt am besten sei, die den wenigst subjektiv-persönlichen Beigeschmack hat, möchte ich nicht unterschreiben; vielleicht denken andre anders.

Von dem Herrscher Tod ging Riehl aus, an die Gräber führt er uns wieder zurück, indem er sich in einer kleinen Philippika gegen den Pomp bei Begräbnissen wendet, den man zur größern Ehre des Verstorbnen meint aufwenden zu müssen: nur geht bei der Veräußerlichung der Trauer das Beste, der noch vorhandne Rest von Mitgefühl für den Entschlafenen, verloren. Die alten Zeiten sehnt er herbei, wo die Brüder den Bruder hinaustrugen in den Garten der Vergangenheit, wo sie in stillem Gebete des Geschiednen gedachten, wo der Verstorbne noch fortlebte im Gedächtnis der Seinen und aller derer, denen er einst Gutes gethan hatte.

Riehl schreibt keine Broschüren, sondern immer dickleibige Bücher. Er hat viel auf dem Herzen, und doch versichert er auch dieses Mal, er habe nur „zum Nachdenken anregen" wollen. Ein Lesebuch hat er uns beschert, bei dem er uns obendrein noch viel zu denken übrig läßt. Unsre Zeit ist sonst nicht darnach angethan, Bücher mit solchen Ansprüchen zu lesen. Wollen wir es doch einmal wieder versuchen? Ich denke, es wird uns gut thun! Pl

Verschiedenes

(Rezension oder Denunziation?) Seit länger als Jahr und Tag liegt von Professor Lic. Bornemann in Magdeburg ein Predigtband vor: Zu Freiheit und Frieden. Religiöse Reden. (Magdeburg, Creutz.) Am 13. November, drei Tage nach dem Friedenswerke der Generalsynode, widmet die Kreuzzeitung diesem Buche mehr als zwei ihrer kostbaren Spalten. Niemand wird von der Kreuzzeitung verlangen, daß sie jene Predigten oder Reden mit besonderm Beifall würdigen soll. Auch das wird ihr niemand verdenken, wenn sie an ein Buch des streitbaren Theologen, der ihr auch nicht sonderlich hold ist, mit aufrichtigem Vorurteil herangeht. Eine ungünstige Besprechung des Buches in dieser Zeitung würde uns also nicht bewegt haben, am wenigsten hätten wir hier ein Wort darüber verloren. Unsre Leser wissen, daß wir sehr langsam sind, auf persönliche Verdächtigungen und Schmähungen unsrer Freunde etwas zu erwidern, wie wir auch eine grundsätzliche Abneigung dagegen haben, für Veröffentlichungen unsrer Freunde Reklame zu machen. Zeugnis davon giebt die kurze Erwähnung des Buches, um das es sich handelt, in unsern Spalten.

Aber was die Kreuzzeitung an feindseliger Behandlung des Buches und ihres Verfassers leistet, übersteigt das Maß des Gewohnten um ein Beträchtliches. Wir haben keine Rezension vor uns, sondern eine mit allem Bedacht eben jetzt an den Tag gegebne Denunziation. Es fällt uns nicht ein, gegen einen solchen Streich Bornemann zu verteidigen; es genügt, diese Leistung ein wenig niedriger zu hängen.

Zuerst wird Bornemanns persönliche Wahrheitsliebe als mit einem Makel behaftet hingestellt. „Wie es mit der Wahrhaftigkeit steht, haben wir schon früher bei Gelegenheit des Apostolikumstreites nachgewiesen.... Bornemann schwieg.... Hätte er etwas zu sagen gewußt, dann hätte er nicht geschwiegen...." Nun, es giebt noch andre Gründe, zu schweigen, als ein böses Gewissen.

Bornemanns Sprache wird sodann geprüft, und da haben wir nun wirklich ein „Rezensenten"stücklein vor uns: „Da fällt es dem Leser sofort in die Augen, daß der Verfasser die deutsche Sprache nicht beherrscht, daß ihm für verschiedne Begriffe die deutschen Ausdrücke fehlen." Das ist freilich stark.

Die Bornemannschen Themata und Dispositionen „entbehren jeden charakteristischen Moments." Dann muß es gewiß gerügt werden.

Nun aber kommt es schlimmer. Die Reden dringen nicht in die Tiefe der heiligen Schrift ein. In einer Predigt vom Beten „kommt er auf die Mängel des heutigen Sprachunterrichts"; „die ganze Predigt ist siebeneinhalb Seiten lang, und davon verwendet er fast zweieinhalb Seiten zu einer Erörterung über Grammatik und Sprachunterricht.... Die ganze Art der »Predigten« Bornemanns erinnert lebhaft an die des Bremers Schwalb.... Auch Bornemanns Reden sind geradezu durchtränkt vom Hasse gegen den Glauben der evangelischen

Kirche.*) ... Diese Phrasen der »Aufklärung« gehören zu Bornemanns eisernem Bestand, sie sollen ihre Dürftigkeit verdecken."

„Auch sonst fehlt es nicht an Spuren dafür, daß er eine sorgfältige Durcharbeitung seiner Predigten für etwas Ueberflüssiges hält.... Bei manchen Behauptungen weiß man nicht, ob sie auf Unwissenheit, mangelhafter theologischer Durchbildung oder Flüchtigkeit des Arbeitens beruhen; wenn man dies nicht gelten lassen [!] wollte, dann müßte man wissentliche Verdrehung annehmen." „Er läßt vom Worte Gottes weg, was ihm nicht paßt, und macht dann wieder Zusätze." „Eine besondre, von allen andern nicht bloß graduell, sondern prinzipiell verschiedne Offenbarung im Worte Gottes scheint er nicht zu kennen." „Inhaltlich haben wir in diesen religiösen Reden den echten Ritschlianismus [endlich!], d. h. eine vollständige Entleerung der evangelischen Lehre, einen mit einigen neuen Federn geschmückten Rationalismus." „Wenn er von der »Seligkeit« spricht, so müssen wir bedenken, daß die Ritschlsche Theologie darunter etwas ganz andres versteht, als Christus und die Kirche." — So geht es zweiundeinviertel Kreuzzeitungsspalten fort!

Ich bin des Ausschreibens satt. Gewiß, wir kennen eine Seligkeit nicht, die nicht mit Unschuld und Gerechtigkeit gepaart wäre, wie Luther sagt in seiner Erklärung des zweiten Artikels. Hier ist keine Gerechtigkeit dem theologischen Gegner gegenüber, sondern allein der böse Wille. Hier handelt es sich um eine ganz perfide Anklageschrift, gegen die wir an das Urteil jedes billigen Beurteilers appelliren, insbesondre unter den Lesern und Freunden der Kreuzzeitung. Wir führen zumal darüber Beschwerde, daß der Denunziant thut, als hätte er es mit einem Manne zu thun, über dessen theologische und praktische Stellung irgend ein Zweifel sein könnte. Von Bornemann liegt vor ein Unterricht im Christentum, d. i. eine ausführliche, systematische Behandlung aller Stücke des christlichen Glaubens und Lebens, wie kein Zweiter sie der gebildeten Gemeinde geboten hat. (359 eng gedruckte Seiten. Dritte Auflage. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1893.) Er ist damit mehr als irgend ein andrer Prediger und Theolog vor unbeabsichtigten Mißverständnissen seitens der Gemeinde geschützt. Und der Mann, der sich zur Abfassung dieser Denunziation hergegeben hat, besitzt Gelehrsamkeit genug, um zu wissen, daß Bornemann soeben seine Achtung vor dem Bibelwort durch einen 708 Seiten starken, auch inhaltlich schwerwiegenden Kommentar zu den beiden Thessalonicherbriefen glänzend bewiesen hat. Aber frivol genug hüllt er sich in seinen Trauermantel, sieht nicht nach rechts und links, und stößt sein Klaggeschrei aus: „Tief schmerzlich ist es zu sehen, wie der Greuel an heiliger Statt sich breit macht!"

Zum Schluß bekommt noch die Magdeburger Christenheit etwas ab „Uebrigens die Gemeinde, die sich sonntäglich dieses Bornemannsche Gerede bieten läßt, muß eine merkwürdige Gemeinde sein." So hat er also wirklich eine Gemeinde? Ich denke, das kommt bei derlei Predigern nicht vor?

Wenn gewisse Leute wähnen, durch solche Mittel jetzt nach Abschluß der Agende eine ihnen unbequeme Theologie aus der Kirche hinausdrängen zu können, irren sie sich. Das sind nicht Waffen des Geistes, die wir zu fürchten hätten. Dergleichen kennzeichnet man einmal, dann straft man es mit Verachtung. R

(Biblisches Schutz- und Trutzbüchlein) von H. Meinhof, Pastor. Leipzig, 1894. 50 Pfge., 10 Expl. 3,50 Mk., 100 Expl. 25 Mk.

Als gekrönte Preisschrift des Rheinischen Zweigvereins des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins und des Sächsischen Volksschriftenvereins ist dies Büchlein vom Sächsischen Volksschriftenverlag (Jahrgang IV, 1) unter warmen Empfehlungen von Lic. Weber in M.-Gladbach und Pfarrer Siebenhaar in Ottendorf ausgesandt worden. Es ist hohe Zeit, daß wir in ihm eine leicht verständliche und echt volkstümliche Antwort bekommen auf jene plumpen und gemeinen Angriffe so mancher sozialdemokratischer Agitatoren, die mit dem Satze „Religion ist Privatsache" einen recht eigentümlichen Sinn verbinden. Meinhofs Schrift, das merkt man, ist hervorgewachsen aus der mündlichen Arbeit an solchen, denen die stolze Wissenschaft von Leuten wie Säuberlich und Tannenberg, die frechen Schmähungen der „Bibel in der Westentasche" oder die Verständnislosigkeit Bebels für die Bibel imponirt haben. Durch die beständige Fühlung mit diesen Widersachern wird Meinhof von solchen freilich nicht so leicht verstanden werden, denen diese bibelfeindlichen Angriffe nicht näher bekannt sind. Aber diese und ähnliche Schriften sind ja nur zu gelesen und zu verbreitet.

Es ist nicht schwer, jene Leute zu widerlegen, es kommt darauf an, wie es geschieht. Da hat Meinhof in den meisten Fällen den rechten Ton getroffen. Er widerlegt nicht nur einzelne thörichte Behauptungen der „Bibelfeinde," sondern er zerstört gründlich den ganzen Nimbus ihrer falschen „Wissenschaftlichkeit." Er hat nicht nur jenen Schriftstellern gegenüber im einzelnen Recht, sondern er zeigt es, auch dem einfachen Manne verständlich, daß seine Schätzung der Bibel und die ganze damit verbundne christliche Weltanschauung durch die Attentate jener Aufwiegler nicht getroffen werden kann.

Am besten sind die Abschnitte gelungen, die das Alte Testament würdigen. Wennschon apologetischer Eifer auch hier bisweilen des Guten etwas zu viel thut, hält sich doch Meinhof mit glücklichem Takte von der heute verderblichen Beurteilung der Bibel frei, die, entstanden aus dem orthodoxen Inspirationsdogma, die erheblichste Mitschuld an der Abwendung der Massen von der Bibel trägt. Dem Neuen Testament gegenüber rächt sich gerade in dieser Hinsicht die größere Befangenheit

*) In der Vorlage gesperrt, wie auch das Weitere.

Meinhofs, und der Abschnitt über die Wunder z. B. ist sogar entschieden mißglückt. „Wir trauen Gott zu, daß er, wo es für das Seelenheil der Menschen förderlich ist, auch heute noch Wunder im strengsten und eigentlichen Sinne thun kann und thut“ (S. 60). Das, was das Volk „Wunder im strengsten und eigentlichen Sinne“ nennt, thut er jedenfalls gerade nicht. Die zitirten Worte sind aber für das Volk geschrieben.

Ich würde diese Schwächen nicht erwähnt haben, wenn das Büchlein nicht im übrigen vorzüglich wäre, und wenn ich nicht wüßte, daß es trotzdem reichen Segen wird stiften können. Fr Sch

(Obdachlos) Bilder aus dem sozialen und sittlichen Elend der Arbeitslosen. Von Constantin Liebich. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Adolph Wagner. Berlin, Wiegandt u. Grieben, 1894. 3 Mk.

Eine der unheimlichsten Nöte unsers Volkslebens ist die Arbeitslosigkeit. Ohne Arbeit geht der Mensch gesundheitlich und sittlich zu Grunde, ohne Arbeit ists aus mit Familienleben und Christentum. Das ist eine einfache Erfahrung. Aber wenn sie nun an Hunderttausenden unsrer Volksgenossen zu machen ist, die alle bestimmt sind, für andre zu arbeiten und in diesem Dienste glücklich und selig zu sein, wahrlich dann ist alles bloße Reden von der Herrlichkeit der Arbeit, der evangelischen Schätzung des Berufs Phrase! Sind alle jene Brüder, die wochen-, monatelang, halbe Jahre arbeitslos herumlungern, daran selbst schuld? Oder sind es nicht oft Fabrikkrisen, Ueberangebot von Kräften in der Stadt, während auf dem Lande Mangel ist, neue Maschinen u. s. w., die die Arbeitslosigkeit schaffen? Hier wird klar, daß Sozialpolitik treiben muß, wer helfen will, Sozialpolitik als Vorbedingung der Sozialseelsorge. Ein packendes Buch legen wir den Lesern der Christlichen Welt vor, zur ernsten Versenkung hinein, das uns all das Elend schildert, das die Arbeitslosigkeit bringt. Es sind bunte, scharf umrissene Gemälde, die uns vorgeführt werden. Die Arbeitslosen reden zu uns in ihrer Sprache: der abgefeimte „Kunde,“ der durch Arbeitsmangel zum Bettlergeschäft gekommen ist und es gelernt hat, sich ganz wohl darin zu fühlen, der noch leidlich unverdorbene Geselle auf der Landstraße, durch jenen verführt, vergeblich gegen die „Stromerei“ ankämpfend; die mannigfachen Wohlthätigkeitsanstalten, zumal in Berlin, in denen ein Bettelleben, von Tag zu Tag sich weiter fressend, ermöglicht wird, der ganze Apparat des „Kundenkloppens“ (d. h. Bettels) mit seiner Geheimsprache, Gesetzen und Kniffen, alles das und noch mehr stellt sich uns vor Augen. Eine in sozialethischer Hinsicht hochinteressante Studienmappe, aber ernst und erschütternd ihr Inhalt. Wir sehen aus ihr, wie oftmals auch Unverträglichkeit und Trotz, Genußsucht und Leichtsinn des Einzelnen neben allen wirtschaftlichen Gründen an der Arbeitslosigkeit und ihren Begleiterscheinungen schuld sind. So wird uns das wertvolle Buch zum Appell, wie an der wirtschaftlichen, so an der sittlichen Gesundung des modernen Lebens mit Kopf und Willen mitzuarbeiten. Wir empfehlen dieses Seitenstück zu Göhres „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche“ schon im Hinblick auf das Weihnachtsfest als Geschenk für jeden Mann recht dringend. Wir bitten aber vor allem die Männer der Feder und frischen Wagemutes, uns mit noch mehr solch anschaulichen Einzeldarstellungen der großen Volkssorgen zu beschenken. Man lernt von ihnen mehr als von theoretischen Erörterungen: man lernt sehen, was uns für Elend umgiebt. Wenn doch die Besitzenden und „Gebildeten,“ die Regierungen und „Volks“-vertreter erst einmal sehen würden! Wahrlich, sie würden sprechen: Ihr Berge fallet über uns und ihr Hügel decket uns. Gott schenke ihnen ein recht gründliches Erwachen — ehe es zu spät ist! v B

(Schillers Leben in neuem Schmuck) Wirklich sehr schön und dankenswert ist die illustrirte Schillerbiographie, die soeben bei Velhagen und Klasing zu erscheinen angefangen hat. Der Titel ist: „Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt von Dr. J. Wychgram. Mit Lichtdrucken, zahlreichen authentischen Beilagen und Textabbildungen, darunter vielen noch nicht veröffentlichen interessanten Porträts und Autographen.“ Das Ganze umfaßt 16 Lieferungen zu 60 Pfennigen, monatlich zwei, und wird Ostern 1895 vollständig vorliegen, etwa 30 Druckbogen stark. Ich las das erste Heft mit großem Vergnügen. Der Text ist nicht Nebensache bei diesem Prachtwerk, sondern von edler Volkstümlichkeit. (Sätze wie S. 3 der erste des letzten Absatzes kehren zum Glück nicht wieder.) Verfasser läßt gern die Zeugen und Zeitgenossen reden in glücklich ausgewählten Zitaten, er zieht ohne Aufdringlichkeit zum Vergleich Goethes Entwicklung und Verhältnisse heran, er sieht seine Hauptaufgabe darin, uns in das innere Leben seines Helden einzuführen, und dies gelingt ihm. Ich schwärme nicht für die Buntheit dieser Illustrationswerke, wo nur zu oft nicht zur Umgebung passende Bilder oder Handschriften den geistigen Genuß des Schriftstellers hindern, wo mehr antiquarischen Modeinteressen gehuldigt wird, statt daß man auf einheitliche Wirkung zielt. Hier ist die Gefahr solcher Geschmacklosigkeit wirklich vermieden. Was an künstlerischen Beigaben da ist, ist nicht nur schön, sondern ergänzt und belebt wirklich die Erzählung des Textes. Mit Recht ist besonders auf Porträts Bedacht genommen: dank diesen Bildnissen wird Schillers Familie uns so lebendig, wie sie es sonst nimmermehr werden könnte. Kurz das Werk verspricht das Beste, und die eben eintreffenden nächsten drei Hefte bestätigen diese Zuversicht. Es ist überaus sorgfältig vorbereitet. Es empfiehlt sich selbst; ich freue mich unsre Leser darauf aufmerksam machen zu können. Das erste Heft vermittelt jede Buchhandlung als Probeheft. R

(Gustav-Adolf-Büste) Aus der Kunstformerei von C. A. Ziller in Dresden (Gerokstraße 21) ist eine Büste Gustav Adolfs hervorgegangen, die wir hiermit zur Anschaffung warm empfehlen. Der Bildhauer Rassau in Dresden hat sie geschaffen; in zwei Größen ist sie vervielfältigt: doppelt lebensgroß (1,55 Mtr.) zum Preise von 90, lebensgroß (1 Mtr.) zum Preise von 45 Mark. Ohne Verpackung. Es ist uns ein verkleinerter Abguß zugegangen; darnach zu urteilen muß die Büste von prächtiger Wirkung sein. Die Firma bittet um baldige Bestellung, um rechtzeitig zum Fest liefern zu können. R

(Zur Fuchsmühler Bauerntragödie) Der mit N gezeichnete Artikel dieses Titels in voriger Nummer stammt nicht aus Naumanns Feder, wie ich Ursache habe festzustellen. Was inzwischen über den Vorfall bekannt geworden ist, macht ihn zu einem traurigen Beweis, wie schwer es vielfach noch der Obrigkeit wird, Volk und Zeit zu verstehen. R

(Nach Schluß der Redaktion) Da diese Nummer des bevorstehenden Bußtags wegen schon am Freitag Abend abgeschlossen werden mußte, kommt uns erst nach Abschluß der Artikel der Kreuzzeitung 539 zu Gesicht, der mit fetten Buchstaben verkündigt: Die liberalen theologischen Professoren sind die wissenschaftlichen Vorkämpfer der Sozialdemokratie. Aehnlich, wie in dem oben geschilderten Artikel gegen Bornemann wird hier gegen die Bonner Professoren Grafe und Meinhold vorgegangen und dabei geflissentlich ignorirt, was beide zu ihrer Verwahrung im Reichsboten erklärt haben. Der Artikel bestärkt uns darin, daß wir die Konkordie vom 10. November in der richtigen Beleuchtung gesehen haben. Es fehlt auch sonst nicht an Beweisen dafür. — Die furchtbare Post aus Armenien veranlaßt uns, Leser, die sie etwa noch nicht gelesen haben, auf die nur allzu schrecklich bestätigten Aufsätze in Nr. 40, 41, 42 dieses Jahrgangs hinzuweisen: Die armenische Kirche unter türkischer Herrschaft. Von einem Armenier. Gott erbarme sich der armen Opfer türkischen Blut- und Willkürregiments; in unsrer heutigen Christenheit werden sie wenig Hilfe finden. R

Quittung

Für das evangelische Hospiz in Rom: 100 Mk. von v. K, Muhrau; 50 von F R, Rheinfels-St. Goar; 20 von G, Wiesbaden; 10 von A H, Straßburg.

Für die evangelische Kirche in Rom: 100 Mk. von v. K, Muhrau. Herzlichen Dank! D H

Berichtigung: In der Quittung in Nr. 45 muß es statt O St, Spremberg: O N, Spremberg heißen. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 47 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Thorwaldsen: Segnender Christus

35	48	56	75	100 cm
3.—	7.50	10.—	20.—	36.— Mk.

ohne Porto und Kiste.

Vorzügliche Ausführung in Elfenbeinmasse.

Auf Holz gebrannte und **gemalte Sprüche** in verschiednen Größen (z. B. 30 × 50 cm). Preis 6 bis 10 Mk.

Jeder Spruch wird in 2 bis 6 Tagen angefertigt.

Theolog. Antiquariat. — Ankauf von Bibliotheken.

Hugo Rothers theol. Buchh. (Martin Warneck), Berlin, W. 9, Linkstr. 4.

Verlag von Friedrich Fleischer in Leipzig

Soeben erschien in meinem Verlage:

Rohde, Adolf, Pfarrer in Chemnitz, **Christenlehre**

Eine Handreichung für den **Konfirmandenunterricht** und den **Religionsunterricht höherer Stufe**, ein Geleitsbuch für konfirmirte Christen jeden Alters, die sich tiefer im Glauben gründen wollen.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Preis kart. Mk. 1,00.

Die erste Auflage dieses glänzend rezensirten Büchleins war binnen Jahresfrist vergriffen.

Ferner von demselben Herrn Verfasser:

Vaterunser

Anleitung, wie man es mit rechtem Verstand beten soll

Preis 15 Pfennige.

Vorzüglich geeignet zum Verteilen in Betstunden, Kindergottesdiensten u. s. w.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Zeitschrift für Theologie und Kirche, Jahrgang 1895, Heft 2, enthaltend:
Grafe, Die neuesten Forschungen über die urchristliche Abendmahlsfeier. Vorträge, gehalten bei dem Bonner Ferienkurs.
Stuckert, Die Bedeutung der Persönlichkeit im christlich-religiösen Gemeinschaftsleben.
Einzelpreis des Heftes ausnahmsweise 1,20 Mk. (statt 1,50 Mk.).

Soeben erschien:

G. W. Schulze,

Geistliche Lieder

25. Jubiläums-Auflage.

Mit Einfassungen und Titelbild, gebunden in Celluloid-Reliefband mit Goldschnitt. 6 M.

Ein Band geistlicher Lieder, der 25 Auflagen erlebt hat, bedarf einer weiteren Empfehlung nicht.

Sehr geeignet als Weinachtsgeschenk

R. Mühlmanns Verlag (Max Große), Halle a. S., Schulstr. 10.

Korbflaschen

☞ zu Geschenkzwecken sehr geeignet, mit 3 Liter feinstem **Medizinal-Cognac** garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** ꝛc. **Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alles incl. und franko.

Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**

Antiquariats-Katalog
Nr. 62
Theologie
soeben erschienen.
Georg Nauck (Fritz Rühe)
Berlin, Friedrichstr. 52/53

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. **Zimmer,** Herborn, Bez. Wiesbaden.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
→ Illustr. Kataloge gratis. ←
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Antiquariats-Katalog XXIV
erschien soeben und bitte zu verlangen.
Inh.: Theologie, Philosophie u. s. w.
Hugo Rothers theol. Buchh.
(Martin Warneck), Berlin W 9, Linkstr. 4

F. M. Zahn (Bremen):
Der Christ u. die Welt.
1,50 Mk., geb. 2 Mk.
Das Buch ist eine Erquickung. Es kann nur segensreich wirken durch gesunde Verbindung von evang. Freiheit und Gebundenheit.

Der Acker ist die Welt.
Blicke in das Arbeitsfeld der evangelischen Missionen.
1,20 Mk.
C. Bertelsmann in Gütersloh.

Verlag von **Eugen Salzer** in **Heilbronn**

Zwischen den Zeilen

Dies und das für besinnliche Leute

von **Arthur Bonus**

—• X, 160 Seiten, elegant broschirt 2 Mk., geb. 3 Mk. •—

Ich verweise auf die Notiz des verehrten Herrn Herausgebers in Nr. 46 unter „Schöpfung der Seele".

Der Unterzeichnete empfiehlt als äußerst sinnige und weihevolle Verschönerung der Christfeier

Weihnachts-Transparente

in farbenprächtiger, künstlerisch vollendeter Ausführung.

Mit Rahmen, fertig zum Aufstellen.

Die Geburt d. Herrn,	n. Jul. Schnorr,	Größe 31×36 cm,	Pr. Mk. 2,—
Die Christnacht	„ Lud. Richter,	„ 54×81	„ „ 4,50
Anbetung d. Weisen	„ Pfannschmidt,	„ 33×45	„ „ 3,—
Die heilige Familie	„ „	„ 37×45	„ „ 3,—
Anbetung der Hirten	„ „	„ 78×103	„ „ 8,—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Schriftenniederlagen.

Gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme auch direkt von

Johannes Schrodt,
Frankfurt a. M., Wielandstraße 33/35.

In meinem Verlage erschien soeben:

Die Stellung der Namen bei der Ausübung der Taufhandlung

von **R. Schultze,** Pastor.

Preis 0,50 Mk.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

M. Roevers Buchhandlung, Seehausen i. d. Altmark.

Zu verkaufen

zu beigesetzten sehr mäßigen Preisen:

Herzog, Theolog. Realencyklopädie. Neuest. Aufl. Hfz. Statt Mk. 216.— . . . . f. Mk. 120.—
Bibliothek d. Kirchenväter, in deutscher Uebersetzung, herausg. von Reithmayr u. Thalhofer. 80 Bde. 1869/88. Geb. Statt Mk. 231.60 . . . . f. Mk. 120.—
Luther, Sämtl. Werke. Erlanger Ausg. 97 Bde. Geb. f. Mk. 125.—
Lange, Bibelwerk. 16 Bde. 1866/93. Hfz. Schönes Exempl. Statt Mk. 177.20 . . . . f. Mk. 125.—
Weber, Große Weltgeschichte. 2. Aufl. 16 Bde. 1882/89. Eleg. Hfz. Schönes Exempl. Statt Mk. 161.— . f. Mk. 95.—
Poschinger, Preußen i. Bundestage. 1851/59. 2. Aufl. 4 Bde. 1882. Geb. Statt Mk. 38.— . . . . . . f. Mk. 20.—
Ranke, Sämtl. Werke. 2. Ausg. Bd. 1—52. 1873/88. Prachtv. Exempl. in 26 Pariser rot Maroquinbdn. Statt Mk. 308.— f. Mk. 220.—
Der deutsch-französische Krieg 1870/71. Generalstabswerk. 5 Bde. Text u. 3 Bde. Karten u. Pläne. 1874/81. Hfz. Sehr schönes Exempl. Statt Mk. 133.40 . . . f. Mk. 60.—
Denkmäler d. klass. Altertums, hrsg. v. A. Baumeister. 3 Bde. 1889. Eleg. Orighfz. Sehr schönes Exempl. Statt Mk. 84.— f. Mk. 48.—
Leben u. Schriften d. Väter u. Begründer d. reform. Kirche. 10 Tle. 1857/62. Geb. Statt Mk. 69.— . . . . f. Mk. 22.—
Augustinus, Opera omnia. 13 voll. Bassani 1807. Schöner alter Einbd. . . . . f. Mk. 90.—
Stramberg, Denkwürd. rhein. Antiquarius. 39 Bde. 1851/57. Eleg. Hfz. Statt Mk. 390.— . . . . . . f. Mk. 120.—
Der neue Pitaval, hrsg. v. Hitzig, Häring u. Vollert. 2. Aufl. 60 Bde. 1845/90. Brosch. Statt Mk. 348.— f. M. 100.—
Bock, Geschichte der liturg. Gewänder d. Mittelalters. 3 Bde. Mit zahlr. z. T. farb. Abb. 1859/75. Geb. . f. Mk. 85.—
Starke, Synopsis bibliothecae exeget. in Vetus et Nov. Test. 8 Bde. 1746/52. Geb. . . . . . . f. Mk. 60.—
Thomas Aquin., Summa theologia. Rec. J. P. Migne. 4 voll. 1862/64. Geb. . . . . f. Mk. 35.—

Sämtlich garantirt komplett und gut erhalten!

☞ Lieferung von allen Büchern und Zeitschriften in vollständigen Suiten und einzelnen Serien an Bibliotheken, Institute und Private zu den vorteilhaftesten Bedingungen. ☜

Lagerkataloge gratis.

Alfred Lorentz,
Antiquariat. — **Leipzig.** — Kurprinzstr. 10.

Verlag von **Reuther & Reichard** in **Berlin W. 9**

Soeben erschienen:

Haupt, Dr. E., Konsistorialrat und Professor, **Die eschatologischen Aussagen Jesu** in den synoptischen Evangelien. 11¼ Bogen gr. 8⁰. . . . . Preis 3 M. 60 Pf.
Müller, Dr. Dav. Heinr., Professor, **Ezechiel-Studien.** 4 Bogen Lex. 8⁰. . . . . Preis 3 M.
Köhler, Dr. K., Oberkonsistorialrat a. D., **Lehrbuch des deutsch-evangelischen Kirchenrechts.** (Sammlung von Lehrbüchern der praktischen Theologie, hrsgb. von Prof. Hering. Bd. VII.) 20½ Bogen gr. 8⁰. . . . . Preis 6 M., geb. 7 M.
Wurster, Dr. P., Stadtpfarrer, **Lehre von der Inneren Mission.** Lieferung I. S. 1—64, gr. 8⁰. . . . . Preis 1 M.
Eibach, R., Pfarrer und Kreisschulinspektor, **Kritisch angefochtene Predigttexte und ihre homiletische Behandlung.** Zweite, vermehrte Auflage. 6 Bogen kl. 8⁰. . . . . . . Preis 1 M. 50 Pf.
Zimmer, Prof. Dr. Friedr., Direktor, **Die Grundlegung der praktischen Theologie.** 5 Bogen. 8⁰. . . . . Preis 1 M.
Martensen, Dr. H., Die christliche Ethik. Deutsche, vom Verfasser veranstaltete Ausgabe. II. (spezieller) Teil. I. Die individuelle Ethik. II. Die soziale Ethik. Fünfte, durchgesehene Auflage. Mit dem Bildnis des Verfassers. Gr. 8⁰.
2 Bände 15 M., in 2 Halbfranzbde. geb. 18 M.

Ganze Bibliotheken wie einzelne Werke von Wert kauft gegen sofortige Zahlung zu den höchsten Preisen

Alfred Lorentz, Antiquariat, Leipzig, Kurprinzstr. 10.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig